



# Zeitschrift für Diskursforschung

## Journal for Discourse Studies

■ **Martin Mølholm / Mikael Vetner**

The Stigma of Stress and the Absence of Agency

■ **Hannah Rosenberg**

Wissenschaftsforschung als Diskursforschung.  
Überlegungen zur Selbstreflexion wissenschaftlicher  
Disziplinen im Anschluss an Ludwik Fleck

■ **Jan Zienkowski**

Challenging Nationalist Definitions of Racism.  
Critical Discursive Interventions in the Flemish Debates  
about Racism's Relativity

■ **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /  
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen.  
Teil 4: Methodologie und Methoden



Christian Paulick

### **Eine Spurensuche anormaler Identität im Werk Michel Foucaults**

Dresdner Studien zur Erziehungswissenschaft  
und Sozialforschung  
2018, 520 Seiten, broschiert, € 39,95 (441326)

Das Buch befragt das Denken Michel Foucaults nach der Idee anormaler Identität und bietet eine Neusystematisierung des foucaultschen Werkes in seiner aktuellen Gänze.



Almut Zwengel

### **Zusammenleben mit Zu- und Eingewanderten**

Eine Einführung in die Migrationssoziologie  
2018, 184 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-2622)

Das Buch informiert über MigrantInnen in Deutschland, über Heterogenität und Benachteiligung. Aufgezeigt werden theoretische Zugänge zur Migration. Ebenfalls werden empirische Untersuchungen vorgestellt und aktuelle Herausforderungen durch die verstärkte Zuwanderung von Flüchtlingen diskutiert.



Jürgen Ritsert

### **Summa Dialectica**

Ein Lehrbuch zur Dialektik

Gesellschaftsforschung und Kritik  
2017, 252 Seiten, broschiert, € 26,95 (44-3677)

Diese kompakte Einführung in das dialektische Denken geht vom Verhältnis zwischen Analytik und Dialektik in der Philosophiegeschichte aus und illustriert dialektisches Denken anhand von Argumentationsfiguren aus dem philosophischen Werk von Hegel.

# Inhaltsverzeichnis

*Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider*

Editorial ..... 2

## Themenbeiträge

*Martin Mølholm / Mikael Vetner*

The Stigma of Stress and the Absence of Agency ..... 4

*Hannah Rosenberg*

Wissenschaftsforschung als Diskursforschung. Überlegungen zur Selbstreflexion  
wissenschaftlicher Disziplinen im Anschluss an Ludwik Fleck ..... 27

*Jan Zienkowski*

Challenging Nationalist Definitions of Racism. Critical Discursive  
Interventions in the Flemish Debates about Racism's Relativity ..... 51

*Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /*

*Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver*

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen.

Teil 4: Methodologie und Methoden ..... 73

## Review

*Lisa Abbenhardt*

Spies, T. / Tuiider, E. (Hrsg.) (2017): Biographie und Diskurs.

Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen ..... 100

*Yvonne Niekrenz*

Rabenschlag, A.-J. (2014): Völkerfreundschaft nach Bedarf.

Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat

und Bevölkerung in der DDR ..... 103

## Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wir möchten Sie herzlichst zur Lektüre des ersten Heftes 2018 der Zeitschrift für Diskursforschung einladen, das mit den Topoi Stress, Rassismus, Wissenschaftsforschung und Methodologie/Methoden ein heterogenes Themenspektrum umfasst. Um mit dem ersten Punkt zu beginnen: Stress scheint – nicht nur in Europa – zu einem zentralen Topos von Diskursen geworden zu sein, die den Zusammenhang von Leben und Arbeit in Globalisierungsprozessen auf spezifische Weise konfigurieren und dies ist auch das Thema des ersten Beitrages dieses Heftes, wobei die Autoren von »The Stigma of Stress and the Absence of Agency«, *Martin Mølholm* und *Mikael Vetner* (Aalborg), sich des Fallbeispiels Dänemark annehmen. Ihnen erscheint, hinsichtlich der Rekonstruktion des Stressdispositivs, die Abwesenheit von Handlungsmacht (agency) und konkreten Handlungsempfehlungen zur Stressbewältigung einerseits und die gleichzeitige Stigmatisierung arbeitsbedingter psychischer Erkrankungen andererseits als zentral für das Verständnis des Phänomens. Besonderes Augenmerk bei der Erklärung dieser Charakteristika des Stressdispositivs verdient dabei, aus Sicht der Autoren, der konkurrierende Globalisierungsdiskurs, der Menschen als bloße Ressourcen in arbeits- und wirtschaftsbezogenen Beziehungen versteht.

Der Beitrag von *Hannah Rosenberg* (Koblenz-Landau) »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung. Überlegungen zur Selbstreflexion wissenschaftlicher Disziplinen im Anschluss an Ludwik Fleck« widmet sich der Frage nach dem Gewinn, den eine diskursanalytisch angeleitete Wissenschaftsforschung in Aussicht stellt. Rosenberg konzeptionalisiert in ihrem programmatischen Beitrag *Denkkollektive* (Fleck) als soziale Kampfelder, während die *Denkstile* als das jeweilige Ergebnis diskursiver ›Aushandlungsprozesse‹ zu fassen seien, was die Autorin anhand einer Fallstudie aus dem Bereich der Erwachsenenbildung zu plausibilisieren sucht. Anliegen einer diskursanalytischen Wissenschaftsforschung in kritischer Absicht ist aus der Sicht der Autorin eine Reflexion des scheinbar Evidenten bzw. Faktischen, bzw. die gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Interessen, die die Praktiken des Wahrsprechens und des wissenschaftlichen Forschens strukturieren.

*Jan Zienkowskis* (Université Saint-Louis – Bruxelles) »Challenging Nationalist Definitions of Racism. Critical Discursive Interventions in the Flemish Debates about Racism's Relativity« plädiert für einen Kritikbegriff, der im Sinne eines Metadiskurses neu auszurichten ist. Gegenstand sind dabei die verschiedenen kritischen Interventionen in den

flämischen Diskurs über Rassismus als ein relatives Konzept, das 2013 seinen Ausgangspunkt in den Äußerungen der Neuen Flämischen Allianz fand und der sich seinerseits als ein Gegendiskurs zu multikulturalistischen Aussagesystemen verstanden wissen will. Zentrum des Artikels bildet entsprechend eine Rekonstruktion von fünf Typen der Kritik in der flämischen Debatte um die Relativität des Rassismus, auf die der Autor metatheoretisch reflektierend reagiert.

Mit Methodologien und Methodenfragen befasst sich der vierte Teil des interdisziplinären Gesprächs »Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen« zwischen *Reiner Keller* (Augsburg), *Achim Landwehr* (Düsseldorf), *Wolf-Andreas Liebert* (Koblenz-Laudau), *Werner Schneider* (Augsburg), *Jürgen Spitzmüller* (Wien) und *Willy Viehöver* (Fulda). Der fünfte und letzte Teil des interdisziplinären Gesprächs wird in der zweiten Ausgabe 2018 veröffentlicht.

Zum Abschluss des aktuellen Heftes folgt zunächst eine Rezension von Lisa Abbenhardt (Universität Augsburg) zu dem von Tina Spies und Elisabeth Tuidor (2017) herausgegebenen Band »Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen«; anschließend bespricht Yvonne Niekrenz (Universität Rostock) Ann-Judith Rabenschlags (2014) Buch »Völkerfreundschaft nach Bedarf. Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat und Bevölkerung in der DDR«.

Wir hoffen auf eine anregende, kritische und erkenntniserreichende Lektüre  
Willy Viehöver, Reiner Keller und Werner Schneider

Prof. Dr. Reiner Keller  
Lehrstuhl für Soziologie  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg  
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider  
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg  
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Willy Viehöver  
Hochschule Fulda  
Leipziger Straße 123  
36037 Fulda  
wilhelm.viehoever@sk.hs-fulda.de

# The Stigma of Stress and the Absence of Agency<sup>1</sup>

**Zusammenfassung:** Seit mehr als 15 Jahren ist Stress ein zentrales Thema und Motiv innerhalb der dänischen Diskurse zum Verhältnis von Arbeit und Leben. Täglich melden sich bis zu 35.000 Beschäftigte aufgrund von stressbedingten Symptomen am Arbeitsplatz krank. Darüber hinaus wird geschätzt, dass stressbedingte Ausfälle und Behandlungen die dänische Gesellschaft ca. 1,9 Mrd. Euro jährlich kosten. Stress ist insofern eine ernste Bedrohung sowohl für die körperliche als auch für die geistige Gesundheit der Einzelnen auf der einen, sowie für das allgemeine Wohl der Bevölkerung auf der anderen Seite. Auffällig an den untersuchten Stress-Diskursen ist die weitgehende Abwesenheit von Handlungsmacht und/oder konkreten Handlungsempfehlungen zur Bewältigung von arbeitsbedingtem Stress innerhalb der Phänomenkonstitution dieser Diskurse. Der folgende Artikel untersucht die Formierung der dominanten dänischen Stress-Diskurse, die sich durch eine Stigmatisierung von stressbedingter Arbeitsunfähigkeit bei gleichzeitiger Ausblendung von Handlungsmacht bzw. -optionen auszeichnen anhand einer Analyse dänischer Management- und Führungszeitschriften.

*Schlagwörter:* Stress, Stigma, Agens, SKAD, Foucault, Globalisierung, Lebenslanges Lernen.

**Summary:** For more than 15 years, stress has set the agenda in the Danish work-life discourses. Every day 35,000 employees are reportedly absent from work due to stress-related illnesses, and stress is estimated to cost the Danish society approx. 1,9 billion Euro per year. Stress is a serious threat to both physical and mental health as well as to the general well-being of the population. Compared to other discourses, the discourse on stress is characterized by a notable lack of agency or policies for how to act or, in this case, ways to deal with stress. This article describes how a substantial discourse on stress in Danish journals on leadership and management and in newspapers over a decade has contributed to creating an intricate stress stigma and an absence of agency.

*Keywords:* Stress, Stigma, Agency, SKAD, Foucault, Globalization, Life-long Learning.

## Stress Research and Stress Policy in Europe, 1981–2014

Work-related stress, burnout, and depression are some of the most prevalent and severe challenges facing Western societies, and they have been so for more than three decades. In 2000, the European Agency for Safety and Health at Work (EU-OSHA)<sup>2</sup> stated the following in their report »Research on Work-Related Stress«:

1 The authors of this article would like to thank the anonymous reviewers for helpful comments.

2 EU-OSHA is the European Union information agency for occupational safety and health. EU-OSHA's mission is to »develop, gather and provide reliable and relevant information, analysis and tools to advance knowledge, raise awareness and exchange occupational safety and health information« (<https://osha.europa.eu/en/about-eu-osha/what-we-do/mission-and-vision>).

»It is clear that stress-related ill-health is a major cause for concern in terms of its impact on both individuals' lives and the productivity of organizations and countries. [...] even within a life perspective, work-related stress is a significant problem and represents a major challenge to occupational health in Europe.« (EU-OSHA 2000, S. 10)

According to EU-OSHA (2000), stress is one of the most prevalent causes of work-related diseases, second only to musculoskeletal complaints (S. 27) or loud noise (S. 29). To substantiate the scope of the problem, the report refers to surveys going as far back as 1981, giving evidence that stress is not a new problem, but has been a reason for concern for more than three decades in Europe and the United States. The »National Survey of the Changing Workforce« (NSCW) conducted in the US in 1997 showed that »about one quarter (23.7% of men and 28.9% of women) reported feeling burned out or stressed by work often or very often« (Jacobs/Gerson 2004, S. 86).

In 2002, EU-OSHA stated: »In the European Union, work-related stress (WRS) is the second most common work-related health problem, after back pain, affecting 28% of EU workers« (EU-OSHA 2002, S. 1). The same year the European Commission (2002) released a report in which they wrote the following:

»It is a known fact today that »emerging« illnesses such as stress, depression, anxiety, [...] are responsible for 18% of all problems associated with health at work, with a quarter of them resulting in two weeks or more absence from work.« (EU-OSHA 2002, S. 8)

The European Commission proposes in the report that stress-related complaints and illnesses are integrated into the employment guidelines for 2003 (EU-OSHA 2002, S. 14), thereby highlighting the level of importance the Commission gives to this particular health and safety problem.

Nevertheless, close to ten years later the situation seems to have worsened. In a communication staff working paper from 2011, the Commission notes that »stress is one of a group of so-called psychosocial risks that are an increasing occupational health concern,« adding that »national surveys (where they exist) indicate that over the last 10 years, work-related stress levels have increased in six Member States (Denmark, Germany, Latvia, Austria, Slovakia, Finland), remained stable in two (Netherlands, UK) and fallen in one (Sweden)« (The European Commission 2011, S. 5 f.). In October 2014, the director of EU-OSHA, Dr. Christa Sedlatschek, said the following in a press release:

»This is an issue, which can have enormous costs for both the health of employees and of businesses. With work-related stress being the second most frequently reported health problem in Europe and with costs to businesses of mental health disorders estimated at around 240 billion euros per year<sup>3</sup>, this is something that we simply cannot afford to ignore.« (EU-OSHA 2014)

3 The total number of citizens in EU's 27 member states was by January 1st, 2015 (provi-

In various reports (e.g., EU-OSHA 2014a, 2007), the European Agency for Safety and Health at Work points to »the general acceleration of the pace of life, contributing to work intensification, constant time pressure, multitasking, and the need to learn new things just to maintain the status quo« (EU-OSHA 2014a, S. 4), in addition to »technical and organizational changes, as well as [...] the phenomenon of globalization« (EU-OSHA 2007, S. 4) as important conditions affecting the working life.

As a discourse, globalization has long defined the axioms necessary to it and passed the *threshold of formalization* (Foucault 1969, S. 206). Globalization and »the nature« of it is an unquestionable phenomenon, and the consequences and ramifications are equally unavoidable and inevitable. As the U.S. Undersecretary of State Stuart Eizenstat said in a 1999 speech, it is »an inevitable element of our lives. We cannot stop it any more than we can stop the waves from crashing on the shore« (Fairclough 2009, S. 324).

Globalization is a crucial driver behind changes in technology, management and organization, pace, intensification, time pressure, and demand for lifelong learning, to which the individual worker either accommodates or succumbs, adapts, or perishes (Mølholm 2013, S. 247, 334 ff.). It seems that those who are not willing to adapt to the changing demands and expectations are met with an expectation to »wake up and face the music« and develop themselves both professionally and personally if they are to keep a position in the labor force (The Week-letter A4<sup>4</sup> 2004, vol. 40, S. 19). Globalization puts a constant pressure on companies, employers, and employees, who are constantly looking for new ways to generate ideas through creativity and innovation (Monday Morning 2005, vol. 30, S. 22), further amplifying the need for each individual worker to constantly search for new and probably also unknown potential and resources, which can not only benefit the company but also the individual and his team.

In short, globalization has put the individual employee and employer at the center of attention. When handled and managed well, these changes represent a positive chance for development. However, when poorly managed, they »may increase psychosocial risks and result in negative health and safety outcomes« (EU-OSHA 2014a, S. 4).

A large Danish study from 2013 (Mølholm 2013) came to a similar conclusion. In the wake of new types of management and organization, new norms such as flexibility, enterprise, lifelong learning, personal development, job commitment, job dedication, positive thinking, and constant availability have followed. One of the consequences is that, for

sional and estimated) nearly 504 million (Eurostat 2015). At the same time, the number of residents in Denmark approximately 5,7 million. Measured by the number of citizens in Europe, mental health disorders cost businesses €476 per citizen per year. The Danish population being 1.123% of the total population in the EU, mental health disorders cost Danish businesses (assuming that the costs in Europe are equally divided) 2,7 billion €/20,1 billion DKK per year. In a 2014 report by EU-OSHA, the total cost to Europe at the societal level »from work-related depression was estimated to be €617 billion annually. The total was made up of costs to employers resulting from absenteeism and presenteeism (€272 billion), loss of productivity (€242 billion), health care costs of €63 billion and social welfare costs in the form of disability benefit payments (€39 billion). [...] Work-related stress has been established as an important determinant of depressive disorders« (EU-OSHA 2014a, S. 7, 18).

4 All translation of Danish texts to English has been done by the authors.



many people, the boundaries between work, family, and leisure time have deteriorated and the work-life balance tipped (ebd., S. 389 ff.), causing an increase in the number of people who develop work-related, psychological conditions.

As the examples above demonstrate, it is well documented that work-related stress is an increasing problem to a rising number of people in the workforce. This is by no means ›new news‹. While new principles of management and organization have resulted in better, more meaningful, and dignified working conditions to many people, allowing them flexibility, influence on their job and the tasks they perform, responsibility, and continuous, lifelong learning and development, the same changes have resulted in an increased intensity of work (Jacobs/Gerson 2004, S. 80), in work spilling over into the other spheres of life, and in raising expectations and demands to such a degree that more and more people succumb to the pressure and are diagnosed with stress, burnout, and depression. This is ›old news‹ as well. That the problem is immanent, and has been so for several decades, is not something new either; it has been accentuated repeatedly, not only by research, but also by political institutions, the labor market, health care organizations, work-environment organizations, among others, leading to declarations stating that it is time to take action in order to contain and eliminate the problem. Yet, as some of the latest reports show, the problem only seems to have become worse. That is a paradox. The question is, how are we to understand this paradox.

To answer this question, we will describe the formation of the discourse on stress to establish what attitudes, norms, knowledge, and perceptions the individual human being is being subjectified with, and how the stress discourse, as a type of knowledge, is thereby supporting the strategies of relations of forces (Foucault 1977, S. 194 ff.), which in sum constitute a *stress-dispositif*. We will show what kind of actions – or absence hereof – the discourse on stress incites, induces, and makes easier or more difficult (Foucault 1982, S. 789) and examine how the strategies of relations of forces act upon the actions of the individual, rendering certain actions likely and others unlikely.

Furthermore, based on the analysis of the antagonistic relation between the discourses on globalization and stress (Mølholm 2013), we will examine if and how the absence of actions upon actions of stress can be understood as the manifestation of the final moment of confrontation in the relation between the two discourses, where ›stable mechanisms replace the free play of antagonistic reactions‹ (Foucault 1982, S. 794), and thereby the victory of one, the globalization, of the two adversaries. It is our hypothesis that a ›reciprocal competition‹ (Keller 2011, S. 52) between these discourses has taken place over the past couple of decades and that the discourse on globalization has ›won‹.

Finally, we will discuss the potentially stigmatizing effect of stress. Recent British and Danish surveys have showed that many workers ›felt there was a stigma to being stressed and that it may impact their career prospects and chances for promotion‹ (Slater/Gordon 2014), causing them to lie about the reason for their absence from work and instead report physical conditions or other non-mental illnesses as the cause, because they are afraid that they will otherwise be considered weak and unable to cope (Slater/Gordon 2014; Ritzau 2013).

## Agency and the Actions upon the Actions of Others

Agency is critical to any discourse, as agency can be understood as a conductive element of the discourse. It conveys to the subject how he is to understand the world he lives in, what he has to do to be able to manage his – and eventually his family's – life, and what is expected of him from those with whom he lives, interacts, and depends upon. Without agency, the discourse is deprived of its most important feature: the institutionalization of »a binding context of meaning, values and actions/agency within social collectives« (Keller 2011, S. 51). In the absence of agency, the individual may have an understanding of the problem, which needs to be solved, and the urgent necessity that calls for a response. But at the same time it is unclear, ambiguous, and/or blurry what can actually be done and how the individual has to act.

When we thus talk about agency we are addressing how specific social mechanisms – dispositifs (see below) – promote certain acts before others. Or, more specifically, how the subject is positioned within specific power/knowledge-relations and here imbued certain opinions, ways of understanding, and rationalities before others.<sup>5</sup> Such *Action Markers*, which are parallel to what the Sociology of Knowledge Approach to Discourse calls *instructions* (ebd., S. 54), are a common trait of discourses. And as is the case with instructions, Action Markers do not *determine* the agents' actions, but can only act upon his actions as a power, which can »only be exercised over free subjects [...] who are faced with a field of possibilities« (Foucault 1982, S. 790). But when, however, the subject is faced with a field of possibility, but ambiguous or vague instructions on how to act, an absence of agency arises, and the consequence can be significant.

When, for example, a leading Danish occupational medical-doctor and expert on stress draw the conclusion that we are stressed because the claims of efficiency and productivity are constantly increasing and thus tipping the work-life balance, and that we at the same time are incredibly good at stressing ourselves (The Week-letter A4 2002, vol. 21, S. 16), or when another professor in sociology says, that it is primarily the high work-motivation and because our job is the pivotal point in our existence that we get in trouble (The Week-letter A4 2006, vol. 07, S. 17), we are left with only a vague understanding of the nature of stress and with no directions or instructions to guide our actions. Instead of agency to guide our actions in the social collective, the stress discourse generates a variety of what we call *anti-objectives*: Attitudes, behavior, actions, norms, perspectives and understandings that the individual, to an undefined degree, should give a less dominating position in life. In the examples above, the individual should *not* be (too) focused on being efficient and productive, *not* let the line between work and family obliterate (too much), *not* be (too) motivated to work, and *not* allow work to be the (primary) cornerstone of his existence. The individual is, in other words, left with no or, in best case, an

5 While it could be relevant to elaborate further on the notion of agency, we instead refer to, for example, Caldwell (2007).

ambiguous agency. It is evident that action is needed, but it is by no means evident which actions are relevant or rational.

A second characteristic feature of the anti-objectives is that they are invalidated by the agency of comprehensive, agential discourses. It follows from the heterogeneous nature of the discursive formation and the constitution of the either/or crossroad of the strategy's diffraction point (Foucault 1969, S. 73) that antagonistic reactions between conflicting discourses will take place. Strategy is a key element of the formation. It is the theme or theory of the individual discourse and thus functions as its paradigmatic bollard. In the formation of discourses (e.g., the work-life discourses), two conflicting theories or thematic points of departure inevitably mean that the formation of each, individual discourse must go its own way. Thus, the formation of discourses is heterogeneous, and with a number of possible points of diffraction, characterized – among other things – by their points of incompatibility:

»Two objects, or two types of enunciation, or two concepts may appear, in the same discursive formation, without being able to enter – under pain of manifest contradiction or inconsequence – the same series of statements.« (Foucault 1969, S. 73)

Finally, the function of any discourse is to answer a current problem that needs to be resolved (Foucault 1969, S. 105, 116); thus, the strategy of the discourse can be understood and defined »by the choice of winning solutions« (Foucault 1982, S. 793) – by its capacity to support and enhance a process that is commonly understood to be necessary, meaningful, and desirable. In a formation of up to several discourses, a number of problems and necessities present themselves as such.

As types of knowledge, discourses support and are supported by »the strategies of relations of forces that at any given time constitute the *dispositif*« (Foucault 1977, S. 196), which subjectify the individual human being with a specific set of norms, attitudes, perceptions, and ways of talking about and understanding the world and his place, role, and responsibility in it. In other words, the agency of the discourse *conducts* conduct: it weaves the »structures of actions brought to bear upon possible actions« (Foucault 1982, S. 789) by inciting, seducing, and inducing the individual with specific ways of understanding and perceiving his world so that a certain number of actions become more likely than others.

In the following, we will establish that such a relation of victory and defeat, abidance, and acknowledgement exists between the discourses on globalization and (lifelong) learning/personal development (in the following: the learning-development discourse) on the one side and work-related and work-generated stress and depression on the other. Furthermore, we will show how anti-objectives are a common feature of the non-agential stress-discourse, thereby allowing it a central and notable, but impotent, position within the formation of discourses, where it does not contradict and undermine the necessary, productive drive (Foucault 1975, S. 194, 1977a, S. 119) of the globalization and learning-development discourses.

## Abundance of Agency: Globalization and the Compulsive Lifelong Learning and Education

In a globalized world, the problems that are in urgent need<sup>6</sup> for solutions vary from cross-border environmental and climate problems (see for example Beck 1986) to global competition between companies, shareholders, employees, and local communities, who previously only had to concern themselves with other local actors (see, for example, Bourdieu 1997; Beck 1999; Bauman 2004), causing a large variety of heterogeneous discourses, with many different strategies, to emerge. In relation to the latter, a particularly potent example of such a strategy is the one that we in this article will call the globalization discourse. Here globalization is described as an opportunity and promise of further prosperity, and as an imminent threat and importunate problem that has to be resolved if we are to protect, preserve, and continuously develop the democratic welfare society as we know it today (Mølholm 2013). The globalization discourse is potent in the sense that it, in confrontation with the contemporary, conflicting, and incompatible discourse on stress, has managed to clip the wings of the latter to such a degree that hardly any conflicting and contradicting agency enters what Foucault calls »the free play of antagonistic reactions« (Foucault 1982, S. 794) between the two, and thus brings a confrontation that never really started to »its term, its final moment« (ebd.). The conflict between the discourse on globalization and others can be viewed as an example of »conflicting social knowledge relationships and competing politics of knowledge« (Keller 2011, S. 48), where each discursive actor is »an interested producer of statements« (ebd., S. 52), who is engaged in the dialectic interplay with the various other discursive actors of the formation of discourses, but where each actor abides by the rules of the formation in which the dominance of one discourse over the other has been tacitly accepted and acknowledged.

Advances in technology have, alongside the spreading of a free market economy and free trade, paved the way to an increasingly globalized market of selling and buying of goods and labor. At the beginning of the third millennium, this led to a discourse, which depicts globalization as both a threat and an opportunity. The increased global competitive situation within the private sector, and the restructuring within the public sector consequently mean that the labor market has come under pressure, and that the working population must be brought to understand that flexibility and a potential to learn and develop is a requirement if they are to keep their job (The Week-letter A4 2002, vol. 22, S. 12; The Week-letter A4 2004, vol. 41, S. 21). An OECD survey from 2002 showed that Denmark was about to lose the battle, coming to a halt in the discipline of developing the human capital (The Week-letter Monday Morning 2002, vol. 13, S. 3), and hitting the unskilled workers and those with only little education the hardest. In the accelerating globalization, hundreds of thousands of jobs were at risk of disappearing, yet the overall perspective was that the globalization would benefit the country (Jyllandsposten 2002/1008;

6 Foucault describes »that of responding to an urgent need« (Foucault 1977, S. 195) as a feature of the dispositif, which is just as much the said (discourses) as the un-said (e.g., institutions, architectural forms, administrative measures).

Berlingske Tidende 2004/0921). Nevertheless, according to the Head of Market, Lars Goldschmidt, from Danish Trade and Service, people were »in need of reality therapy«. It had to be made clear to each and every one that they would fall out, if they were not doing anything »to move themselves out of the red zone« (The Week-letter A4 2004, vol. 40, S. 19). The globalization and the transition from an industrial to a knowledge society demanded completely new competencies, which also complied with the skilled workers (The Week-letter A4 2007, vol. 21, S. 13). Accordingly, the Danish Prime Minister was urged by the chief editor of one of the leading business magazines in Denmark, *The Week-letter Monday Morning*, to set himself to develop a new culture of competence to challenge the ingrained and conventional wisdom that competent is something you are until you are reach the age of 40, after which it gradually vaporizes (The Week-letter Monday Morning 2005, vol. 10, S. 21). By now, more or less all of us have

»bought into the premise, that the globalization came and threatened our lives. It is, according to Professor in Political Science at the University of Copenhagen, Lars Bo Kaspersen, a governing narrative about the globalization that puts pressure on the economic actors and the Danish state [...] It has become an obsession that we have to act fast because we will otherwise be threatened (in our lives as we know it, own interpretation).« (The Week-letter A4 2015/0924)

It is »well documented that the globalization has caused radical changes in the content and organization of work. The complexity demands have escalated, and more has to get done in a shorter period of time« (Politiken 2014/1218). »We must achieve more and perform better if Denmark is to make it in the global competition« (Information 2015/0622). As these examples demonstrate, the discourse on globalization is clear and precise in the description of the threats and problems stemming from the development of a global economy, trade, and labor market, and the opportunities that it holds are equally clear. The discourse has an abundance of agency. Political leaders, business owners, employers, and leaders have a responsibility to make people understand that the situation is grave and the threat clear and present. Those in charge are required to make the population and the workers realize that a global transformation from an industrial to a knowledge society is taking place, help them to understand this transformation, and ensure they know what attitudes and behavior to adapt in order to manage it. In this context, the individual is required and expected to be able and willing to adapt by learning new skills and developing new competencies to maintain a position in the labor market and ensure the society is able to withstand the pressure from other societies around the world. By talking about the threat of the globalization as clear and present, responding to it becomes an urgent need. It makes the globalization a reality that we all, from the political leaders of the country and the business owners and leaders, to every present and future employee, have to act upon today and every day following. It is an ongoing, non-stopping lifelong process. Every minute counts and not a moment can be wasted.

## Absence of Agency: The Paralysis of Stress

A PhD dissertation from 2013 (Mølholm 2013) document that the (work related) stress discourse is one of the most notable and dominating discourses in the formation of discourses on working life, from the years 2002–2010. In this dissertation, a careful mapping and analysis of the regularities of statements shows, what turned out to be the three most dominating discourses from that period: Stress; Globalization and Learning & Development. Going through and reading every Danish national newspaper article and every article from two of the most dominating business- and labor market magazines in Denmark (measured by quotes in other medias), *The Week-letter A4* (Da: Ugebrevet A4) and *The Week-letter Monday Morning* (Da: Ugebrevet Mandag Morgen) published in that nine year period and dealing with the issue of the late-modern working life, the first indexing of the articles identified 169 different terms (e.g. globalization, international, competition, education, flexibility, innovation, learning, cooperation, creativity, stress, depression, burn-out, health-promotion, bullying, dialogue) distributed among 14 *micro-strategies* (e.g. The Global Working Human Being, The Social WHB, The Empathetic WHB, The Suffering WHB, The Learning WHB) in the more than 53.000 articles in total. In the subsequent second indexing of the articles, four main discursive strategies were identified: Globalization, Learning & Development, Stress and Welfare. This lead to a careful demonstration of the dynamic relation between the first three discourses: Firstly, the discourse on globalization causes an enhanced focus on the need for lifelong and life-wide learning and organizational, professional and personal development with the consequence, that a rising number of late-modern working human beings become ill with stress, burn-out and depression. Secondly: due to the urgent need for the development of the individual as well as the organization caused by the globalization, an antagonistic relation plays out between the discourses on globalization and learning/development on one side, and the discourse on stress on the other and marks an either-or between the two discursive strategies: the late-modern society either deals with the threats and challenges of a globalized world *or* it deals with the problems stemming from stress. In the following we will show how the discourse on stress is further characterized by an *absence of agency* and thus, a weak dispositif.

In this article we have, as was the case with the PhD dissertation, applied a ›classical‹ four-step research strategy based on Edmund Husserl's phenomenology: 1) Epoché: the endeavoring to ›put brackets round‹ the experiences and knowledge that we already had (retention) and that we would be inclined to ›bring back‹ in a pre-emptive expectation of the phenomenon – the discourse on stress – we were about to examine and describe. As the analysis was a continuation of previous work it was of paramount importance to pay specific attention to our knowledge and understanding of the discourse and our expectation to its continuing development in order to make sure, to not just ›look for‹ and thus ›see‹ what we hoped and expected to find. 2) Reduction: which literally means ›leading back to the essential‹, is the process of putting forward and actualizing something, while at the same time potentialize everything else by putting it in the background. In this study, our focus was on the discourse on stress, which we had previously found stood out



when compared to the other working life discourses, and more specifically on the agency of that discourse. 3) Eidetic Variation is referred to by Husserl as an ›imaginative variation‹ or ›free fantasy‹: what is the essence of the phenomenon that we are studying. To what extent can we reduce it and still leave it to be the same phenomenon? What is the essence of the phenomenon? In this part of the process we used the definition on psychological stress by the Danish professor Bobby Zachariae: »a process in which changes, threats and demands from the surrounding world challenges or exceeds our immediate psychological, psychical and behavioral ability to adapt« (Zachariae 2004, S. 33) to determine, which utterances could be considered to be part of the discourse on stress. I all the utterances that we have analyzed in our study (and that includes, of course, also the examples that are given in this article) this is the case: In various ways, they point to demands in the late modern human being's lives that challenges and/or exceeds the individual's ability to cope and adapt. 4) Ideation. The result of the epoché, reduction and eidetic variation done meticulously, is ideation: the beholding of the pure essence of the phenomenon. The essence of the discourse on stress and the absence of agency which characterizes it, is thematized in the categories which make up the headings of the following analysis: Work-Life Imbalance, The Boundless Working Life, Time-Efficiency and The Normative and Structural Claim of Flexibility.

The archive of the more than 53.000 articles was partly collected through the online database *Infomedia* – a database consisting of every newspaper article, national and regional, in Denmark published from 1990 onwards, and partly through the collection of every issue (e-version) of the two business- and labor market magazines from 2002 and forward. In 2002–2010, work-related stress as a strategic theme occurs in 11,679 Danish national newspaper articles, 17,839 regional newspaper articles, and in 4,237 articles in the business- and labor market magazines *A4* and *Monday Morning*. Work-related stress occurs in 252 out of the 376 (67%) issues of *A4* from that period (with less than 20 issues of *Monday Morning*). As a strategic, discursive theme, work-related stress is in that period only surpassed by the discourse on health (30,863 Danish national newspaper articles, 68,214 regional newspaper articles, 11,027 trade journal articles), and matched by globalization (18,470 Danish national newspaper articles, 11,727 regional newspaper articles, 4,236 trade journal articles).

In the period between January 1<sup>st</sup>, 2011 and December 31<sup>st</sup>, 2015<sup>7</sup>, work-related stress occurs in 5,996 national newspaper articles, 15,365 regional newspaper articles, and 8,383 journal and magazine articles showing that stress in relation to work still has a dominant position in the formation of work-life discourses. In total, this article is based on an archive of more than 29.000 articles from this period, and the more than 53.000 articles from the PhD dissertation. Put together this comprise an archive of more than 80.000 articles. We have applied the same analytical strategy in the collection, indexing

7 The following numbers have been retrieved from the national media-database *Infomedia*, the latest covering the period between January 2011 and January 2016 on April 12th, 2016, searching for the keywords *stress* and *work* and only retrieving the articles where both keywords appeared in the text in order to avoid articles dealing with for example the stress-testing of banks.

and selection of articles, terms, micro-strategies and strategies on the data from 2011–2016, as in the PhD dissertation by Mølholm (Mølholm 2013) in order to ensure that the analysis in this article is compatible to, and comparable with, the analysis of the dissertation.

Recent Danish research on the discourse of work-related stress documents that the absence of agency and the presence of anti-objectives are significant features to the regularity of the stress discourse (Mølholm 2013). In previous research covering the years 2002–2010 (9 years), we have established that it is a characteristic feature of the stress discourse that the discursive objects (e.g., work-related stress, depression, and burn-out) by and large appear only in relation to a number of various other discursive objects, originating from other work-life discourses such as the globalization discourse and the learning and development discourse: New management principles, strategies, and concepts; new forms of organization (e.g., LEAN, The Learning Organization), flexibility, and readiness to embrace changes; Work-Life Balance; 24/7 availability and dedication, commitment and personal involvement, thus constituting a *field of concomitance* (Foucault 1969, S. 64), which dominates the stress discourse. The cause of stress is linked to the increased expectations of the individual to be flexible, dedicated, enterprising, creative, and continue lifelong learning – all of which are highly valued qualities and competences in most organizations in the 21<sup>st</sup> century.

Furthermore, researchers and professionals are, in this period, in majority of the modality of the stress discourse, occupying subject positions that are situated in the discursive practice of a scientific institution or scientifically based organizations (e.g., survey institutes and therapeutic organizations), thereby ascribing validity and truth to the statements (Foucault 1969, S. 55 ff., 1977a, S. 112), while at the same time, there is a significant absence of statements by the *Regime of Appropriation* as to how to invest the discourse on stress in decisions, institutions, and practices (Foucault 1969, S. 75), and a distinct lack of Action Markers, and thus an absence of agency in the stress discourse. The result is that the individual (the agent) is left with no beacons to help him navigate when he is to decide the direction and orientation of his actions on stress and determine whether this is how to cope with stress or how to help co-workers or employees etc. deal with stress. The propositional structures whose function is to dispose the individual to act in certain more or less predictable ways to solve a problem – work-related stress – are lacking, preventing the formation of the stress discourse from crossing the *threshold of formalization* (Foucault 1969, S. 206).

The level of maturation of the stress discourse has not changed significantly in the years between 2011 and 2015. If anything, it seems as if there has been an antagonistic relation – and a hegemonic and ideological battle between the discourse on stress on one side and the discourses on globalization and learning/development on the other – meaning this battle has reached its term.

As we will show in the following, the axioms of the discourse on stress (that the norms, values and perceptions of the late-modern working life is disposing the individual to act in ways that can cause stress) are well defined, as are the elements (of knowledge) it uses and the transformations (in working life) it accepts. Yet, they seem to have little – if any



– social effect in reconstructing the way the individual make sense of himself in relation to the late-modern working life (Keller 2011, S. 49). The adoption of, and adaption to, the discourse and dispositif on globalization and learning/development by the social actors result though, not in a rejection of the stress dispositif (because there hardly is not one), but in a simultaneous yielding by the stress-discourse from ›weaving‹ Action Markers into the formation of the stress discourse, from which the development of a dispositif – laws, regulatory decisions, (electronic) infrastructure, etc. – can take off.

The examples presented in the following are representative of the archive of almost 30,000 articles from the five-year period between January 2011 and January 2016. Each example represents the various different perspectives that the collected archive gives on stress, for example that stress has become a condition of life and that flexibility and 24/7 accessibility as a norm has eroded the boundaries between work, family and leisure.

The examples are originally in Danish. The authors of this article have performed all translations. In the following we will present the selected, representative examples of the stress discourse, before we present the analysis of them.

## **Stress as a Consequence of Work-Life Imbalance and the Boundless Working Life**

The boundless working life, where the proportions between work and family life are out of balance, is a recurring object of the stress discourse. It is described as an escalating problem made possible by the structural conditions such as increased availability and accessibility of Information and Communication Technology and the growing number of different technological platforms (apart from e-mail systems, various social media platforms), devices (e.g., computers, smartphones, tablets), and networks (e.g., WiFi, 4G), and the normative claim of flexibility from employers and employees alike, but nonetheless treated and handled as a problem that is entirely of an individual nature and thus to be dealt with by the individual employee him- or herself. Examples from the archive could thus be the following:

»Five years ago, the crisis had not yet become a part of everyday life. Now it is, and that has added fuel to the fire. The feeling that your job is where you are rooted has been growing. Now the fear of becoming superfluous and fired has been added to it. On top of that, the advancement of smartphones has made it so that we have our job lying in our pockets all the time.« (The Week-letter A4 2013/0704)

»Stress has become a condition of life in the modern labor market.« (The Week-letter A4 2013/0705)

»There is never a time of the day where you are not accessible, and therefore, there is always the possibility that flexibility leads to an increase in the level of stress.« (The Week-letter A4 2014/0311)

»Structural conditions, such as the boundless work [...], cause stress. Yet it is treated through advice and treatment directed at the individual, and if the employee expresses criticism, he is told to put on his yes-hat.« (Information 2014/1008)

»The development of the knowledge and technology of the globalization, with contradictory management requirements, increases the complexity and the boundlessness of work. Therefore, it is marveling that stress is perceived as something that can be caused by private matters.« (Politiken 2014/1218)

»Our employees are competent and dedicated members of staff, and work takes up a large part of our lives and a big part of our identity. It is, therefore, not strange that you have work-related thoughts during a three-week vacation. [...]. It is an expression of the huge influence that staff members have on their job today, and the organizing of it, and that a relatively small percentage finds that they are being disturbed does not, in our point of view, show that there is something wrong with the balance between work and vacation.« (The Week-letter A4 2013/0705)

One of the most striking characteristics of the stress discourse is that it is not always obvious that ›stress‹ is the object. As is the case in the examples presented above, the dominant objects are often the concomitant ones: work-life imbalance, the boundless working life, flexibility, dedication, work identity, etc. Rather than describing, displaying, and putting forward a set of actions, norms, or attitudes (in the same way as we know it from the discourses on for example globalization, health, safety, or learning), the statements of the stress discourse points to *the cause and source* of the consolidation of the scale of stress in the labor market instead: the instant availability of work, due – but not limited – to smart-phones; the lack of responsibility for employees from the leaders of today's organizations; work being a still more central element of our life to which we are highly dedicated, and as an integrated part of our identity; flexibility as both an opportunity to navigate between multiple spheres simultaneously and a constant pressure to be present both at work and at home at the same time. All within the frame of a financial crisis, adding job insecurity to the equation, stress is verbalized as an integrated *condition* of the modern working life: as something that has been ›built in‹ as an unsociable component, and which is therefore not an isolated health-and-safety problem that it is possible to eradicate, without causing harm to the rest of the body of the modern society. That work life is perceived as a significant part of the late modern workers' life to such a degree that many people adapt a pattern of behavior, which constitutes a health and safety risk, is considered to be of human nature. Influence, commitment, and competence seem to lead to more stress, because the structures allow for the individual to operate with a higher degree of freedom to organize his work as he sees fit, but with the risk of losing himself in the solving of the work-related challenges to which he is highly motivated and completely dedicated.

Through the description of the mechanisms driving and supporting the potential for stress to develop, but not verbalizing the norms necessary to hold and the actions that

need to be taken, the statements addressing the problem of a working life spilling over into life outside work offer no direction for the individual to take, whether it is the employee or leader, to avoid stress. Nomothetic knowledge structures applying general explanations to the understanding of globalization at the same time supply structural solutions (technological, as well as organizational) to guide our decisions, actions, attitudes, understandings, and conversations related to the late modern working life seem to confine the ideographic knowledge development to focus on stress as an individual problem.

For the few to be able to conduct the conduct of the many, it is crucial that such ›agreements‹ exist in order to dispose the behavior of the individual in likely and predictable ways. Contemporary traces of alternative actions occur as vague anti-objectives, which, for example, suggest that employers and leaders take more responsibility by *reminding the employees* (but not prevent, prohibit, or require them) *to slow down*. We are all brought to remember and be aware that work is often all too easily at hand and that we should try to resist the temptation of ›going back to work‹ all the time, just because it is right there at the end of our fingertips and only a few touches away. However, we are not being guided in the direction of alternative actions that will ensure our endurance and position in the global fight for a leading position in the market. Stress is described as a structural problem to which we apply individually oriented solutions, but which hold no imperative for future actions to handle the problem. Statements with an absence of agency are significant, since agency is not only absent in the statements deriving from positions within the discursive practice, but it is also lacking from non-discursive practice positions.

## Time-Efficiency, Stress, and the Normative and Structural Claim of Flexibility

More than anything else, the normative and structural claims of flexibility are seen as crucial traits of character and necessary concepts on which the edifice of the late modern working life in a globalized world is built (Hochschild 1997; Sennett 1998; Jacobs/Gerson 2004; Mølholm 2013). »Flexibility is a virtue« (Salamon 2007, S. 16) that often causes work-family conflict when work is spilling over into family and leisure time and the workers feel under pressure to work, »even while not ›officially‹ at the workplace« (Jacobs/Gerson 2004, S. 94). In 2007, The Commission on Family and Working Life appointed by the Danish government came out with a report in which they established that »we have never been working as much as we are today. The collected working hours of the families are high, and the demand of reorganization-readiness, flexibility, speed and commitment when at work is escalating« (Commission on Family and Working Life 2007, S. 24). Thus, flexibility has become an integrated element of the late modern work-culture; an unquestionable axiom of a natural givenness, which logically stems from globalization as its causal effect. Examples from the archive include the following:

»To a greater extent than before, Danish people are making the decisions regarding their workday themselves, but even though there are certain benefits to work from

home and have flexible working hours, it also causes new problems in the fight against work-related stress.« (Jyllandsposten 2013/1110)

»The possibility of having your employees present and working at the time when the customers put in their demand for the products of the company is much bigger.« (The Week-letter A4 2014/0311)

»She knows that she is not normal because she cannot work, cannot achieve. She suffers from sleeping problems, palpitations, and concentration problems. She has, as many other Danes who are suffering from stress, not been able to live up to the claims from the society and working life of self-actualization, competence development, independence, and flexibility. Of growth. [...] The suggestions as to what to do about the problem are many. The problem is that they are all biased in their individualized viewpoint on mental health. The individual human being is herself responsible for the handling of her stress.« (Information 2015/0622)

»The employers have learned that people cannot always cope with the changes that are constantly happening. As I always say to new employees: one thing you can count on is restructurings [...]. The stability that once was, is no more.« (The Week-letter A4 2015/1002)

As these examples demonstrate and confirm, it is not so much the object of stress that dominates the discourse on stress, but rather a set of concomitant ones. In the case of flexibility as a causing factor, concomitant objects such as (individual) freedom, globalization, appreciation, efficiency, and competitiveness (the ability for the companies to utilize their resources, including humans, as effectively as possible to compete in a globalized market), and growth has ›colonized‹ the stress discourse, not as objects of reference to a problem or a necessity that has to be solved or handled, but rather as objects of comprehension and acceptance; as an unfortunate, inevitable – and maybe even indispensable – side effect, stemming from an inevitable and desirable advance in welfare, prosperity, and possibilities. We are brought to understand that flexible employees with the freedom to independently arrange his or her working life is *necessary* in a globalized market; that praising, rewarding, and appreciating your staff, despite the best of intentions and the desire to treat your employees in accordance with the moral imperative of respect *may* lead to a behavior that runs out of control and causes stress; that placing self-actualization, competence development, independence, and flexibility at the disposal of the employees, *may* lead some of them to experience themselves as deviant – as ›not normal‹<sup>8</sup>.

8 The ontology of the humanistic psychology is that the human being has ›an innate strive towards growth‹ (Korsgaard 1999, S. 145). By accepting that all people are born with an inner desire to learn and develop as an ontic condition of the human life, independent of whether we accept that as true or not, those who do not sense that inner thrive to grow are de facto not ›normal‹, and their experience of being deviant therefore not erroneous.

Flexibility is, in other words, a structural necessity, as well as an ontological givenness and thus, stress is not labeled as a problem that we need to address collectively, but as a challenge that each of us has to face individually. It is a term of classification and identification in the *grid of specification* (Foucault 1969, S. 46) that applies to the stress-discourse, while at the same time it is a normative Action Marker, which produces agency to the discourses on globalization and on growth (i.e., in this specific context, individual and organizational learning and development). It is verbalized as an unfortunate, but inevitable, side effect to otherwise desirable arrangements and necessary steps: individual freedom, influence, responsibility, personal and professional development, self-actualization, and solicitude through appreciation, all of which are Action Markers that produce agency by guiding the actions of employees and employers alike and in such a way that a certain behavior and a range of actions within a social collective becomes more meaningful than others. Their guidance capacity is meaningful, simply because they contain a surplus of possibilities for further experience and action (Luhmann 1984, S. 93). Flexibility has to do with time and space: the ability to dedicate ourselves to working when it is needed the most and we are able to put as much vigor, competence, and dedication into it as possible, and to do so without the constraints of spatial and/or (infra)structural inability. Time is a capital resource that the late modern working society is constantly aiming at accumulating *and* making more efficient to exploit it to the maximum. The anti-objectives of the discourse on stress have to do with this perception and understanding of time and flexibility.

It is an anti-objective that we are *not* to be available to everyone, everywhere, and all of the time, yet still be flexibly available and accessible around the clock; *not* to become too excited about the appreciative appraisals of work, yet still be dedicated to perform at the best of our ability; *not* to explore and exploit our potential too vigorously, yet still have a positive attitude towards personal and professional growth. It is a structural paradox: indirectly we are encouraged to be less of what we are expected to be and rewarded for being more of. It places the late-modern human being in a dilemma in which, as an editorial in *The Week-letter A4* puts it, »the natural solution to the stress-problem – that we work less hours – stands in contrast to the solution to the welfare-problem: that we work more. How can we work less – and more – at the same time?« (The Week-letter A4 2006, vol. 36, S. 6). Unceasing instability is the new stability, affecting our sense of time and space dramatically.

As flexibility and commitment among other traits become a virtue, having ›opposite‹ values (e.g. valuing a more permanent structure in life and the commitment to the life at home with the family) or being unable to show enough of it, is increasingly perceived as a vice or incompetence and thus, he or she is regarded socially and/or morally inferior. In the following we will show, how stress has become the tell-tale sign – a *stigma* – that divulge the inferiority of those who, for whatever reason are unable to keep up and adapt to the norms of the labor market of today.

## The Stigma of Stress

The individualization of working life and the confining of the problem of stress to the individual effectively makes stress a question of personal inadequacy: a lack of competence, endurance, motivation, sturdiness, robustness, commitment, will power, positive attitude, etc. Correspondingly, working life has become an arena of self-management in which the individual is expected to take full responsibility, not only for the successes and failures of his performances, but also for the conditions (adequate or not) under which he is to perform.

According to Goffman (1963), a stigma is identifiable as physical, social, or personal characteristics that lead one or more social groups to perceive those attributed with it as having tainted, inferior, or discredited identities. Stigmatized identities are often seen as the results of various social dynamics and disciplinary relations, such as intrinsic group behavior, but also correctional measures, surveillance etc., which structure subjects and conducts and thereby form the social order. In turn, this is often seen practiced in various instances such as in a confession, where the individual confesses upon a specific characteristic and thus possibly obtains absolution. One important note in this regard is, however, that agency is crucial in relation to how we attribute and regulate meaning (e.g., in case of a confession), and as shown above, an absence of agency in relation to stress also creates a lack of meaning in relation to stress. It does not attribute the systems (e.g., the organizations and/or teams) with further possibilities of actions and/or experiences. As the statements »part with the common discourse of men«, they become null and void – the nonsense of a mad man (Foucault 1971, S. 216 f.). Being sick with stress is thus meaningless; it is stigmatizing because of its meaninglessness – because it is not attributed with possibilities to act or ways of navigating or coping with it. It is meaningful as meaningless: we can make sense of it as something we without further regard can disregard, as something that is meaningless to the organization or team, but possibly meaningful to other systems; for example, the individual human being suffering from stress or the members of a group to which stress is a common object of reference. To the organization or team, though, it is meaningless nonsense. The individual is instead caught in a double bind (Bateson 1972, S. 210 f.) of not being able to act and having no means of doing so; caught in limbo with no possibility to speak, nor an opportunity to escape. The individual is caught between the primary injunctions of keeping silent and adhering to the expectations and claims of society, the labor market, and organizations or facing the consequences of stigmatization and the secondary injunctions (often tacitly conveyed) not to perceive the consequences as a punishment or as anything but the careful consideration of what is in his best interest, by those imposing the primary injunctions. As Bateson puts it, he is caught in a »situation in which no matter what he (the person) does, he can't win« (Bateson 1972, S. 205).

According to the Danish Ethnologist and PhD Kirsten Marie Bovbjerg, being unable to manage your own working life is stigmatizing (Kristeligt Dagblad 2012/0203): a disgracing and blemishing of the individual who is not able to »keep up«, and thus »quite thoroughly bad, or dangerous, or weak, [...] reduced in our minds from a whole and usual



person to a tainted one« who is »ritually polluted, to be avoided« (Goffman 1963, S. 10 ff.). It is a tell-tale sign, a stigma, which reveals that the individual in question on a personal level is unwilling to put the team first and himself second and do whatever it takes to ensure the successful outcome of the endeavors of the team and retain a positive attitude when doing so. It raises the question whether it is possible for the individual to continue as a member of the team and organization when it is obvious that »the relation is not that of one characterized by love and commitment« (Andersen/Born 2002, S. 150). Furthermore, to add fuel to the fire, taking a critical perspective on the constant demand for change and flexibility, the all-positive attitude and the putting on of the yes-hat, and the celebration of the opportunities of the enhanced competitive market is taken as a sign of a poor moral habitus. The critical utterances do not »form part of the common discourse of men« and are therefore »considered null and void, without truth or significance, worthless as evidence, inadmissible in the authentication of acts or contracts« (Foucault 1971, S. 217). As the Danish sociologist Rasmus Willig puts it,

»Those who are not confident about the latest organizational change are considered to be reactionary; as someone who can only see the limitations and not the opportunities. They are not forward-looking and proactive, but negative, not positive. [...] The Competition State does not tolerate criticism, and it therefore displays and stigmatizes all forms of critique. [...] I am convinced that an exorbitant number of employees in the public sector [...] feel that they cannot express criticism because it will display them as competition-weak or as those who are unable to keep up.« (Politiken 2014/1024)

But even *these* statements by Willig and Bovbjerg, however ›critical‹ they appear to be with regard to the norms and attitudes of the late-modern working life, abide by the rules of the discursive formation and avoid taking on a direct confrontation with the discourses on globalization and learning and development by adding agency to them. Reading between the lines of Willig and Bovbjerg, we can get a glimpse of anti-objectives, which indirectly suggest to the reader *not* to stay quiet but to speak up instead; *not* to accept the automatic labeling as competitive-weak and unable to keep up if and when he finds that something is not all perfect; *not* to perceive himself and others as tainted, deviant, and defect when self-management becomes an unbearable burden and the constant re-organization and change does not feel so promising. However, explicitly encouraging him to be critical, ›negative‹, and pointing to the limitations of the late-modern society and self-organizing working life would be pointless in the sense that it would not point him in a direction where he would be able to survive and maintain his living conditions. The globalization discourse has effectively established that ›standing still‹, looking backwards, and hesitating to flow with the current of changing times will more or less lead to the apocalypse. Accordingly, Occupational Psychologist, Signe Groth-Brodersen, states the following:

»It is therefore easier [if not the only option] to tell your closest leader that you have problems at home, rather than saying that you are unable to handle your tasks, at least

when you are vulnerable. Holding a critical perspective on the limitations to your own productivity has become a modern taboo, and that is unfortunate because it is precisely the limits that are an important precondition for the individual's capability to lead himself.« (Politiken 2014/1218)

A survey from 2009 carried out by YouGov/Zapera for *The Week-letter A4* supports her hypothesis in that it showed that less than 50% talked to their closest leader about their stress and that only one in two talked to their colleagues about it.

Caught between the stigma and the taboo, the late-modern employee is in every sense of the word left to handle his working life on his own recognizance. He is free to manage his own working life, but it is a ›lonely‹ freedom in that it comes at the price of muteness, when the working life becomes too difficult and he needs help to handle his freedom: when to work, when all hours of the day are potential working hours; what tasks to prioritize, when they are all the result of his doing, are equally important and urgent, and he has the sole responsibility for solving them; what standard of quality to observe, when the individual possibilities of *dedicated* time and performance exceed the organizational resources of *allocated* time and money, etc. The moment he chooses to break the silence and point to the negative aspects of the flexible, self-managed, deeply involving, and existentially satisfying working life, he threatens to lift the enchantment of a working life, which seems so promising, combining the urgent and necessary with the desirable and greatly fulfilling. Stigmatizing and expulsion, labeling the ›critical‹ individual as someone who is unable or unwilling to live up to the claims of self-actualization, learning and development, and independence and flexibility are shielding the discourses on globalization and learning and development and preserving the enchantment, thus creating a defensive-mechanism against the discourses of globalization and learning and development.

## Closing Remarks

In the exordium of this article, we presented the paradox that on the one hand we see an enhanced focus on the problem of work-related stress. Governments and governmental agencies, NGO's, and public and private companies express their dedication to the fight against work-related stress, and researchers from a broad range of expertise are increasingly warning us that we are headed for a public health disaster. On the other hand, the number of people in the labor market who get ill with work-related stress and depression is climbing. How then is it possible that a discursive object such as stress can be the center of attention of such a dominating discourse as the discourse on stress and yet have such an insignificant impact on the problem it addresses? The simple answer seems to be that when two or more themes and/or theories appear within the same formation of discourses and they diffract at the point of either/or, one has to give way, and that, in this case, is the discourse on stress.



This inevitably leads to the question of whether we are then just to accept that a growing number of resourceful and healthy people in the labor force will become ill with work-related stress and write it off as ›collateral damage‹ due to the globalization war. That human beings *are* in fact ›just‹ a resource to be utilized and, as such, are expendable? The discourse on globalization suggests that this is – unwittingly most likely – the case. Globalization has expanded the battlefield from being a local and/or national to a global arena, and the competitors from being the corporate organizations now include each and every one of us: the skilled as well as the unskilled, young as well as old, leaders as well as staff. No one is safe from anyone, neither the companies, nor those working in them. While the companies are competing on a global scale with every other company in the world, the staff and leaders are competing with every other individual in the world who can do the same job. It is a fight for life, both literally and in the sense of ›life as we know and like it‹. It is an imminent, clear, and present threat that has left the late-modern human being in a constant state of alert and emergency that is calling for an urgent response. In a state like that, a *potential* problem such as work-related stress, which *might* hit one or more individuals somewhere in the future, becomes difficult (not to say impossible) to pay attention to and take preventive actions against, since it will not for sure affect him or them, contrary to the globalization where the mantra is: »Either you are developing or else you are dismantling« (Information 2002/0111; The Week-letter Monday Morning 2004, vol. 39, S. 10; Politiken 2010/0320).

It is difficult to see how the problem of work-related stress can be accentuated more than it already is. It therefore seems to be a hopeless endeavor to try and ›win‹ the battle between the discourses on globalization and work-related stress by further intensifying the latter. Instead, we may hope and work for an *impairment* of the discourse on globalization and a weakening of its power to subjectify the late-modern human being with norms, attitudes, and behaviors that are causing many people to end up in the all too long line of stress-infected individuals.

## References

- Andersen, N. Å./ Born, A. W. (2002): Kærlighed og omstilling (Eng. Love and change). Frederiksberg: Nyt fra Samfundsvideksaberne.
- Bateson, G. (1972): Steps to an Ecology of Mind. Northvale, New Jersey und London: Jason Aronson Inc.
- Bauman, Z. (2004): Wasted lives – Modernity and its Outcasts. Oxford: Polity Press and Blackwell Publishing Ltd.
- Beck, U. (1986): Risk Society – Towards a New Modernity. London: Sage.
- Bourdieu, P. (1997): Acts of Resistance. Against the New Myths of our Time. Cambridge: Polity Press.
- Caldwell, R. (2007): Agency and Change: Re-evaluating Foucault's Legacy. In: Organization, Volume 14(6). London: Sage, S. 769–791.
- Commission on Family and Working Life (2007): Chance for Balance, et fælles ansvar (Eng. A Chance for Balance, a mutual responsibility). Copenhagen: Familie- & Arbejdslivskommissionen.
- EU-OSHA (2000): Research on Work-Related Stress. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities.

- EU-OSHA (2002): Factsheet 22 – Work-related Stress. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities. Retrieved from: <https://osha.europa.eu/en/tools-and-publications/publications/factsheets/22/view>.
- EU-OSHA (2007): European Agency for Safety and Health at Work, Expert forecast on emerging psychosocial risks related to occupational safety and health. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities. Retrieved from: <https://osha.europa.eu/en/publications/reports/7807118>.
- EU-OSHA (2014): Managing work-related stress is the focus of this year's European Week for Safety and Health at Work (Press Release). Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities. Retrieved from: <https://osha.europa.eu/en/about-eu-osha/press-room/managing-work-related-stress-is-the-focus-of-this-year-european-week-for-safety-and-health-at-work>.
- EU-OSHA (2014a): Calculating the Cost of Work-Related Stress and Psychosocial Risks. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities. Retrieved from: [https://osha.europa.eu/en/publications/literature\\_reviews/calculating-the-cost-of-work-related-stress-and-psychosocial-risks/view](https://osha.europa.eu/en/publications/literature_reviews/calculating-the-cost-of-work-related-stress-and-psychosocial-risks/view).
- Fairclough, N. (2009): Language and Globalization. In: *Semiotica* 173(4), S. 317–342.
- Foucault, M. (1969): *The Archaeology of Knowledge*. Abingdon: Routledge.
- Foucault, M. (1971): *The Discourse on Language*. In: Foucault, M. (1971): *The Archaeology of Knowledge and The Discourse on Language*. New York: Pantheon Books, S. 215–237.
- Foucault, M. (1975): *Discipline and Punish – the Birth of the Prison*. New York: Vintage Books.
- Foucault, M. (1977a): *The Confession of the Flesh* (conversation with Grosrichard, et. al.). In: Gordon, C. (Hrsg.): *Michel Foucault – Power/Knowledge: selected interviews and other writings 1972–1977*. Harlow: Pearson Education Limited, S. 194–228.
- Foucault, M. (1977b): *Truth and Power* (interview with Alessandro Fontana & Pasquale Pasquino). In: Gordon, C. (Hrsg.): *Michel Foucault – Power/Knowledge: selected interviews and other writings*. New York: Pantheon Books and Random House Inc, pp. 109–133.
- Foucault, M. (1982): *The Subject and Power*. In: *Critical Inquiry*, Vol. 8(4), S. 777–795.
- Goffman, E. (1963): *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity*. London: Simon and Schuster.
- Hochschild, A. (1997): *The Time Bind – When work becomes home, and home becomes work*. New York: Owl Books.
- Jacobs, J. A./Gerson, K. (2004): *The Time Divide – Work, Family and Gender Inequality*. Cambridge: Harvard University Press.
- Keller, R. (2011): *The Sociology of Knowledge Approach to Discourse (SKAD)*. Wiesbaden: VS.
- Korsgaard, O. (1999): *Kundskabskapløbet – uddannelse i videnssamfundet* (Eng. *The Knowledge Race – Education in the knowledge society*). Copenhagen: Gyldendalske Boghandel.
- Luhmann, N. (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mølholm, M. (2013): *Hvad vi taler om, når vi taler om arbejdet* (Eng.: *What we talk about, when we talk about work*). Aalborg: Aalborg University.
- Salamon, K. L. (2007): *Selvsmål – Det evaluerede liv*. (Eng. *Own Goal – The evaluated life*). Copenhagen: Gyldendals Bogklubber.
- Sennett, R. (1998): *The Corrosion of Character – The personal consequences of work in the new capitalism*. New York: W. W. Norton.
- The European Commission (2002): *Communication from the Commission – Adapting to Change in Work and Society: a new Community Strategy on Health and Safety at Work, 2002–2006*. Brussels: Commission of the European Communities, 11. 03. 2002. Retrieved from: <http://eur-lex.europa.eu/legal-content/EN/TXT/PDF/?uri=CELEX:52002DC0118&from=EN>.
- The European Commission (2011): *Commission Staff Work Paper – Report on the Implementation of the European Social Partners' Framework Agreement on Work-Related Stress*. Brussels: 24. 2. 2011. Retrieved from: [http://www.europarl.europa.eu/registre/docs\\_autres\\_institutions/commission\\_europeenne/sec/2011/0241/COM\\_SEC%282011%290241\\_EN.pdf](http://www.europarl.europa.eu/registre/docs_autres_institutions/commission_europeenne/sec/2011/0241/COM_SEC%282011%290241_EN.pdf).
- Zachariae, B. (2004): *Stresskompetence* (Eng. *Stress Competence*). Copenhagen: Rosinante.

## Business Magazines and National Media

- Berlingske Tidende (2004/0921): Sådan bliver globaliseringen en fordel for Danmark (Eng. How the globalization becomes an advantage to Denmark). Copenhagen: Det Berlingske Officin / Berlingske Media A/S.
- Information (2002/0111): Synspunkt: Fra rettighed til kærlighed (Eng. Opinion: From privilege to love). Copenhagen: Dagbladet Information, January 11th. 2002.
- Kristeligt Dagblad (2012/0203): Stress er det moderne livs strejke (Eng. Stress is the strike of modern lives). Copenhagen: Kristeligt Dagblad, February 3rd. 2012.
- Information (2014/1008): Stress – det er da noget man vælger (Eng. Stress – but that is something you choose). Copenhagen: Dagbladet Information, October 8th. 2014.
- Information (2015/0622): Folkesygdommen stress bekæmper man ikke alene (Eng. You do not fight the common illness stress alone). Copenhagen: Dagbladet Information, June 6th. 2015.
- Jyllandsposten (2002/1008): Ufaglærte betaler for globalisering (Eng. Unskilled workers pay for the globalization). Viby J: JP/Politikens Hus A/S.
- Jyllandsposten (2013/1110): Pas på hjemmearbejdet (Eng. Be careful about working from home). Viby J: JP/Politikens Hus A/S.
- Politiken (2010/0320): Kronik: Sicilianske tilbud fra HR-afdelingen (Eng. Feature Article: Sicilian offers from the Human Resource Department). Copenhagen: JP/Politikens Hus, March 20th. 2010.
- Politiken (2014/1024): Konkurrencestaten æder os op (Eng. The Competition State is eating us up). Copenhagen: JP/Politikens Hus, October 25th. 2014.
- Politiken (2014/1218). Det handler om arbejdet (Eng. It is all about work). Copenhagen: JP/Politikens Hus, December 18th. 2014.
- The Week-letter A4 (2002, vol. 21): Stressede danskere skal have glæden tilbage (Eng. Danes with stress must be given back happiness), S. 16–18. Copenhagen: LO, September 30th. 2002.
- The Week-letter A4 (2002, vol. 22): Kampen om seniorerne (Eng. The battle on the senior workers), S. 10–12. Copenhagen: LO, October 7th. 2002.
- The Week-letter A4 (2004, vol. 40): Ufaglærte står foran store omvæltninger (Eng. Unskilled workers are facing radical changes), S. 18–22. Copenhagen: LO, November 22nd. 2004.
- The Week-letter A4 (2004, vol. 41): Tonen skærpes på arbejdspladserne (Eng. The tone is intensifying in the workplaces), S. 20–23. Copenhagen: LO, November 29th. 2004.
- The Week-letter A4 (2006, vol. 07): Hjælp – vi mangler tid (Eng. Help – we are in shortage of time), S. 17–19. Copenhagen: LO, February 20th. 2006.
- The Week-letter A4 (2006, vol. 36): Stress er et fælles problem (leder) (Eng. Stress is a mutual problem (editorial)), S. 6. Copenhagen: LO, October 23rd. 2006.
- The Week-letter A4 (2007, vol. 21): Erhvervsuddannelser ramt af ideologisk syge (Eng. Vocational training and education struck by ideological illness), S. 12–14. Copenhagen: LO, June 11th. 2007.
- The Week-letter A4 (2013/0704): Flere tager arbejdet med på ferien (Eng. More workers bring their job with them on vacation). Copenhagen: LO, July 4th. 2013.
- The Week-letter A4 (2013/0705): Danskerne tørster efter ferie (Eng. Danish workers crave for vacation). Copenhagen: LO, July 5th. 2013.
- The Week-letter A4 (2014/0311): Danskerne arbejder når det passer dem (Eng. The Danish worker works whenever it suits him). Copenhagen: LO, March 11th. 2014.
- The Week-letter A4 (2015/0924): Offentlig ledelse er en alvorligt syg patient (Eng. Public Management is a seriously ill patient). Copenhagen: LO, October 2nd. 2013.
- The Week-letter A4 (2015/1002): Arbejdsgiveren efterspørger robusthed (Eng. The employer is requesting sturdiness). Copenhagen: LO, October 2nd. 2013.
- The Week-letter Monday Morning (2002, vol. 13): Kapitalismens nye udfordringer (Eng. The new challenges of the capitalism). Copenhagen: Huset Mandag Morgen, April 5th. 2002.

- The Week-letter Monday Morning (2004, vol. 39): Danskerne er Europamestre i efteruddannelse (Eng. The Danes are European Champions in supplementary training). Copenhagen: Huset Mandag Morgen, November 15th. 2004.
- The Week-letter Monday Morning (2005, vol. 10): Cool at være senior (Eng. Cool to be senior). Copenhagen: Huset Mandag Morgen, March 14th. 2005.
- The Week-letter Monday Morning (2005, vol. 30): Dygtige topchefer tænker som designere (Eng. Competent executives have the mindset of designers). Copenhagen: Huset Mandag Morgen, March 14th. 2005.

#### Other websites:

- Eurostat (2015). <http://ec.europa.eu/eurostat/tgm/table.do?tab=table&init=1&language=en&pcode=tps00001&plugin=1>.
- Ritzau (2013). Ansatte med psykiske problemer lyver sig fysisk syge. Ritzaus Bureau, 6th. of July 2013. Retrieved from: <http://apps.infomedia.dk/Ms3E/ShowArticle.aspx?outputFormat=Full&Duid=e3df6afe>
- Slater & Gordon (2014). Workplace Stress a Stigma in the UK (Press release). Slater & Gordon, 16th. of July 2014. Retrieved from: <http://www.slatergordon.co.uk/media-centre/press-releases/2014/07/workplace-stress-a-stigma-in-uk>

#### *Anschrift:*

Martin Mølholm, PhD, Assistant Professor  
Aalborg University, Department of Communication and Psychology  
Rendsburggade 14  
DK-9000 Aalborg  
E-mail: mam@hum.aau.dk

Mikael Vetner, PhD, Head of Department  
Aalborg University, Department of Communication and Psychology  
Rendsburggade 14  
DK-9000 Aalborg  
E-mail: vetner@hum.aau.dk

Hannah Rosenberg

# Wissenschaftsforschung als Diskursforschung

## Überlegungen zur Selbstreflexion wissenschaftlicher Disziplinen im Anschluss an Ludwik Fleck

**Zusammenfassung:** Ausgehend von Ludwik Flecks Werk »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv« wird im vorliegenden Beitrag<sup>1</sup> unter Rückgriff auf aktuelle sozialwissenschaftliche Konzepte ein theoretisch-heuristischer Entwurf einer »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« skizziert. Dabei werden »Denkkollektive« als soziale (Kampf-)Felder und der »Denkstil« als das Ergebnis diskursiver Aushandlungsprozesse ausbuchstabiert. Schließlich werden Überlegungen zur empirischen Umsetzung und zum analytischen Gewinn eines solchen Vorgehens vorgestellt. Zu diesem Zweck wird auch auf Ergebnisse einer Studie aus dem Kontext der Erwachsenenbildung Bezug genommen, die den Ertrag einer solchen Perspektive exemplarisch verdeutlicht.

**Schlagwörter:** Wissenschaftliche (Selbst-)Reflexion, Diskursforschung, Wissenschaftsforschung, Ludwik Fleck, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, Produktion wissenschaftlichen Wissens, Disziplinforschung, Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA), Erwachsenenbildung

**Abstract:** Taking up Ludwik Fleck's study »Genesis and Development of a Scientific Fact« and referring to current social sciences concepts, the article explores a theoretic-heuristic concept for a »discourse-analytic oriented approach of science studies«. In connection with this, »thought collectives« are spelled out as social (battle-)fields and »thought styles« as a result of discursive negotiation. Ultimately, I will present reflections on how to realize an empirical implementation and focus on the analytic profit of such an approach. For this purpose I will also refer to findings of a study in the context of adult education, which demonstrate the analytical profit exemplarily.

**Keywords:** Scientific (self-)reflection, discourse Studies, science studies, the Genesis and Development of a Scientific Fact, Ludwik Fleck, production of scientific knowledge, research on scientific disciplines, the Sociology of Knowledge Approach to Discourse, Adult Education

## Einleitung

Im Jahr 1935 veröffentlichte der polnische Immunologe und Erkenntnistheoretiker Ludwik Fleck ein Werk mit dem Titel »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv«. In diesem Werk befasst er sich mit der Frage nach der Entstehung und Entwicklung wissenschaftlichen Wissens im Rahmen von ihm so bezeichneter »Denkkollektive«. Fleck stellt – revo-

1 Ich danke Christiane Hof, Alrun Schleiff, Nadine Schallenkammer und Julia Reez für ihre kritisch-konstruktiven Anmerkungen sowie den ReviewerInnen für ihre Hinweise zur Überarbeitung des Manuskripts.

lutionär für seine Zeit – den Tatsachenbegriff in Frage und untersucht, wie wissenschaftliche Erkenntnisse entstehen, wie diese als ›Tatsachen‹ fortbestehen und wie Veränderung wissenschaftlichen Wissens möglich ist. Dabei entwirft der Autor ein Modell von Wissenschaft als sozialer Tätigkeit<sup>2</sup> und arbeitet heraus, inwiefern die Produktion wissenschaftlichen Wissens als kollektive Tätigkeit zu verstehen ist und welche Bedeutung auch wissenschaftsexternen Faktoren dabei zukommt. Anhand der Darstellung der Entstehung des Syphilisbegriffs – einer ›Denkstilanalyse‹, so bezeichnet Fleck sein Vorgehen – arbeitet der Autor exemplarisch die Besonderheiten des ärztlichen Blicks bzw. des ärztlichen Denkens in Bezug auf die Entdeckung der sogenannten ›Wassermann-Reaktion‹, mit der sich Syphilis nachweisen lässt, heraus und veranschaulicht daran seine Theorie wissenschaftlicher Erkenntnis. Mit seinem Werk legte Fleck

»das Programm einer Revolution in der Wissenschaftstheorie [vor], das nicht nur darauf abzielte, die konkreten äußeren Umstände der Wissensproduktion zu untersuchen, sondern das auch die Rolle von unbewußt übernommenen Einstellungen aus Tradition und sozialer Umgebung mit einzubeziehen suchte« (Werner/Zittel 2011, S. 10)

und »erschloss damit der wissenschaftlichen Selbstreflexion neues Terrain« (Rieger-Ladich 2010, S. 228). Ausgehend von dieser Diagnose wird im vorliegenden Artikel der Frage nachgegangen, welchen Ertrag die Flecksche Wissenschaftstheorie zur Selbstreflexion wissenschaftlicher Disziplinen auch heute – knapp 80 Jahre nach dem Erscheinen der »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« – noch zu leisten vermag. Die Frage nach wissenschaftlicher Selbstreflexion ist nicht nur für den Bestand und die Weiterentwicklung wissenschaftlicher Disziplin wesentlich: So gehört es zu den grundlegenden Aufgaben wissenschaftlicher Disziplinen, sich (auch) kritisch mit sich selbst zu befassen, nach den eigenen Stärken und Schwächen zu fragen – mithin: sich der eigenen Grundlagen zu vergewissern und den eigenen Standort zu bestimmen (Reinisch 2009, S. 13). Gerade vor dem Hintergrund sich verändernder Forschungsinfrastrukturen – zu nennen sind hier bspw. der zunehmende Inter- bzw. Transdisziplinierungsdruck, die vermehrte Zusammenarbeit der Forschung mit der Wirtschaft und der Politik, die Internationalisierung der Forschung sowie der Forschungsförderung (vgl. Winnacker 2004) – rückt die Frage der eigenen Position im Wissenschaftssystem und damit auch die Frage der gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft zunehmend in den Fokus.

Im Folgenden wird zunächst Flecks »Lehre vom Denkkollektiv und vom Denkstil« in ihren Grundzügen vorgestellt und daran anschließend seine nach wie vor vorhandene Aktualität diskutiert. In diesem Zuge werden auch ›Schwachstellen‹ der Wissenschaftstheorie Flecks erläutert und – daran ansetzend – ein Vorschlag zur produktiven Weiter-

- 2 In dieser Hinsicht kann Fleck als eine Art ›Vorläufer‹ einer Wissenschaftsforschung gelten, die den Blick auf ›Science in the making‹, also die Untersuchung der Produktion wissenschaftlichen Wissens, richtet. Beispielhaft dafür seien die mikrosoziologischen (Labor-)Studien unter Verwendung ethnographischer Methoden genannt (Latour 1987; Latour/Woolgar 1986; Knorr-Cetina 1984), womit das alltägliche Handeln im Wissenschaftsbetrieb in den Mittelpunkt gerückt wird.

arbeit mit dem Fleckschen Begriffsinstrumentarium präsentiert. Dazu werden die Begriffe des ›Denkkollektivs‹ und des ›Denkstils‹ an aktuelle sozialwissenschaftliche Konzepte angeschlossen und diskutiert, inwiefern in Flecks Werk eine »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« angelegt ist, die einer (selbst-)reflexiven Wissenschaftsforschung zugänglich gemacht werden kann. Wie eine solche selbstreflexive Wissenschaftsforschung methodisch umgesetzt werden könnte, ist Teil des darauffolgenden Abschnittes. Das Resümee beleuchtet schließlich den Ertrag eines solchen Unterfangens und verdeutlicht den analytischen Gewinn der vorgeschlagenen Perspektive exemplarisch am Beispiel einer Studie, die die Entstehung und Entwicklung von ›Erwachsenenbildung‹ im binnendisziplinären Diskurs über vier Dekaden hinweg rekonstruiert und empirisch nachzeichnet, *wie* disziplinär akzeptierte ›Wahrheit‹ kontextualisiert wird und welche Strukturen und Regeln dieser ›Wahrheit‹ zugrunde liegen (Rosenberg 2015). Abschließend werden mögliche Anschlüsse diskutiert.

## Die Lehre vom ›Denkkollektiv‹ und vom ›Denkstil‹

Neben dem Begriff der Tatsache spielen zwei weitere Begriffe eine herausragende Bedeutung in Flecks Werk: Zum einen ist dies der Begriff des ›Denkkollektivs‹, zum anderen der des ›Denkstils‹. Unter einem ›Denkkollektiv‹ versteht Fleck die »soziale Einheit der Gemeinschaft der Wissenschaftler eines Faches« (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXV), mit anderen Worten die WissenschaftlerInnengemeinde bzw. Scientific Community einer Disziplin. Der ›Denkstil‹ hingegen bezeichnet »die denkmäßigen Voraussetzungen, auf denen das Kollektiv sein Wissensgebäude aufbaut« (ebd.) oder anders formuliert: geteilte Prämissen im (wissenschaftlichen) Kollektiv. Fleck zeichnet nach, dass Erkenntnis bzw. Wissen nicht ›an sich‹ möglich, sondern immer an gewisse Vorannahmen gebunden ist. So beschreibt er den Syphilisbegriff als ein »denkhistorisches Ereignis« (Fleck 1980, S. 34), als das Ergebnis des Zusammentreffens kollektiver Denklinien (ebd.).

In den ›Denkkollektiven‹, diesen überindividuellen Denkgemeinschaften, herrschen bestimmte Regeln und Konventionen – oder in Flecks Worten: ein bestimmter ›Denkstil‹ – vor, die das zunächst noch ungerichtete Sehen in eine bestimmte Richtung lenken. In diesem Zusammenhang beschreibt Fleck auch die spezifische Rolle und Funktion der Ausbildung des ›wissenschaftlichen Nachwuchses‹ (vgl. dazu auch Rosenberg/Hoffmann 2017): Dieser wird im Rahmen der wissenschaftlichen Sozialisation auf eine »Stimmungskameradschaft« (Fleck 1980, S. 140) eingeschworen. Die Novizen eines ›Denkkollektivs‹ werden so sozialisiert, dass ihnen im Verlaufe dieses Sozialisationsprozesses die denkkollektiven Regeln und Muster wie selbstverständlich in ›Fleisch und Blut‹ übergehen – sie durchlaufen gewissermaßen einen Initiationsprozess bzw. eine Einführung in eine mehr oder weniger in sich geschlossene Welt (ebd., S. 73):

»Für jedes Gewerbe, für jedes Kunstgebiet, für jede Religionsgemeinde und jedes Wissensgebiet besteht eine Lehrlingszeit, während welcher rein autoritäre Gedanken-



suggestion stattfindet, die nicht etwa durch ›allgemein rationellen‹ Gedankenaufbau ersetzt werden kann.« (Fleck 1980, S. 136)

Die Voraussetzung für eine anerkannte Mitgliedschaft in einem ›Denkkollektiv‹ ist also das Erlernen einer bestimmten Art zu sehen und zu fragen (ebd., S. 111). Diese denkkollektive Art des Sehens und Fragens beschreibt Fleck gar als »Zwang stärkster Art, da er nicht als Gewalt bewußt wird, sondern als selbstverständliche Notwendigkeit« (ebd., S. 142) fungiert:

»Dem naiv vom eigenen Denkstil befangenen Forscher stellen sich fremde Denkstile wie freie Phantasiegebilde vor, da er nur das Aktive, fast Willkürliche an ihnen sieht. Der eigene Denkstil erscheint ihm dagegen als das Zwingende, da ihm zwar eigene Passivität bewußt, eigene Aktivität aber durch Erziehung, Vorbildung und durch Teilnahme am intrakollektiven Denkverkehr selbstverständlich, fast unbewußt wie das Atmen wird.« (Fleck 1980, S. 186)

Ideen bzw. Wissen sind, folgt man Flecks Ausführungen weiter, nicht als das Produkt einzelner ForscherInnen zu betrachten, sondern das Ergebnis überindividueller Kommunikation im Rahmen bestimmter Denkwänge – wissenschaftliche Erkenntnis ist in diesem Sinne also immer als kollektiv zu verstehen. So bilden bestimmte Ur- oder auch Prä-Ideen die Basis für aktuelle Theorien, wobei ihr Wert nicht in ihrer logischen Richtigkeit liegt – vielmehr spielt dabei eine Rolle, ob eine Idee zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Kontext als systemadäquat gilt –, sondern in ihrer »heuristischen Bedeutung als Entwicklungsanlage« (ebd., S. 38).

»Historische und stilgemäße Zusammenhänge innerhalb des Wissens beweisen eine Wechselwirkung zwischen Erkanntem und dem Erkennen: bereits Erkanntes beeinflusst die Art und Weise neuen Erkennens, das Erkennen erweitert, erneuert, gibt frischen Sinn dem Erkannten.« (Fleck 1980, S. 54)

Erkenntnisse auf ihre Ur-Idee zurückzuverfolgen, führt zu Schwierigkeiten dergestalt, dass sich diese von ihrer Ur-Idee bis zur Unkenntlichkeit verändert haben können; außerdem stellt das Auftauchen von Tatsachen eine »geschichtlich einmalig mögliche Verknotung von Ideengängen« (ebd., S. 105) dar. Neues Wissen bzw. neue Erkenntnis entsteht auf der Basis von bereits Erkanntem durch gemeinsames Verstehen und Missverstehen (ebd., S. 60). Sprache – das grundlegende Medium denkkollektiver Kommunikation – impliziert stets Missverstehen und enthält damit per se die Möglichkeit für Bedeutungsverschiebungen (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXXIX). Durch gegenseitige Bestärkung innerhalb eines ›Denkkollektivs‹ verdichten sich Annahmen zu relativ stabilen Meinungssystemen und damit zu Gemeingut mit einer gewissen Beharrungstendenz – auch Widersprechendem gegenüber. Um in einer wissenschaftlichen Community Gehör zu finden, reicht es somit nicht aus, die ›Wahrheit‹ zu sagen – vielmehr muss diese ›Wahrheit‹ zusätzlich ›wahrgemacht‹ werden können, also anschließen an die in einem Kollektiv



tiv zu einer bestimmten Zeit vorherrschenden Regeln und Strukturen – oder anders formuliert: systemangemessen sein (ebd., S. XXXII). Gemeinsam produzierte Erkenntnis wird in den Denkgemeinschaften »zur objektiv existierenden Qualität gemacht« (Fleck 1980, S. 153), eben zu sogenannten wissenschaftlichen ›Tatsachen‹.

## **Zur »produktive[n] Vagheit«<sup>3</sup> des Fleckschen Begriffsinstrumentariums**

»[...] als Fleck 1935 seine neuartige ›Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv‹ publizierte, traf sie auf die noch ungebrochene positivistische Wissenschaftsauffassung des Wiener Kreises« (Schäfer/Schnelle 1983, S. 9). Dennoch hat Flecks Schrift »eine erste erstaunlich breite Rezeption erlebt, diese wurde jedoch durch die Nazi Herrschaft abgeschnitten« (Werner/Zittel 2011, S. 12). Seine Würdigung erfuhr Flecks lange Zeit kaum beachtetes Werk erst durch die Erwähnung in Thomas S. Kuhns »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen«.<sup>4</sup> Die daraufhin im Jahr 1980 in Deutschland erschienene Neuauflage der »Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv« führte zunächst zu einer Diskussion darüber, »inwieweit Fleck die dominierende Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts, die Paradigmen-Theorie von Thomas Kuhn, vorweggenommen und beeinflusst habe« (ebd.). In jüngster Zeit erlebt Flecks Wissenschaftstheorie eine erneute Renaissance, die in einem regelrechten ›Fleck-Boom‹ und einer breiten, interdisziplinären Rezeption resultiert (ebd., S. 13 ff.).

Wie lässt sich diese über Dekaden ungebrochene Wirkung Flecks erklären? Der Umstand, dass Fleck auch in anderen Disziplinen breit rezipiert wird, obwohl sein Begriffsinventar im medizinischen Kontext entwickelt wurde, liegt in dem Umstand begründet, dass er seine Untersuchungen durch allgemeine erkenntnistheoretische Überlegungen »soziologisiert« (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXII) und sie damit in einen größeren Kontext gestellt hat.<sup>5</sup> Zum anderen stellt »Flecks sehr breit angelegtes Konzept vom Denkstil und Denkkollektiv ein interessantes Modell zur Erklärung der kulturellen und soziologischen Bedingtheit moderner Wissensproduktion« (Choluj 2007, S. 17) dar, auf das – in sehr unterschiedlichen Kontexten – zum Teil »euphorisch« (Radeiski 2015, S. 360) Bezug genommen wird.

Aller Euphorie zum Trotz lässt sich eine gewisse Fragmentarität der Fleckschen Wissenschaftstheorie nicht von der Hand weisen. So konstatiert etwa Möller, »dass Fleck

3 Schlünder (2005).

4 Im Vorwort zu seiner Monographie »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« beschreibt Kuhn, wie er zufällig auf Flecks Studie stieß, »eine Arbeit, die viele meiner eigenen Gedanken vorwegnimmt« (Kuhn 1976, S. 8), und wie sehr diese Arbeit sein eigenes Schaffen beeinflusste. So geht etwa die wissenssoziologische Wendung seiner Studien auf Fleck zurück (Schäfer/Schnelle 1980, S. IX).

5 Diesbezüglich formuliert Fleck: »Wir wollen hier von den Besonderheiten der spezialistischen Denkkollektive (etwa der Physiker, der Soziologen usw.) absehen, da die Struktur der modernen abendländischen Wissenschaft viele gemeinsame Züge aufweist.« (Fleck 1980, S. 147)

zwar eine – insbesondere für seine Zeit – originelle und komplexe, aber auch nicht ausgereifte Wissens- und Wissenschaftstheorie vorgelegt hat« (Möller 2007, S. 397; Radeiski 2015, S. 360 f.). Gerade in dieser Fragmentarität liegt paradoxerweise zugleich die besondere Stärke dieses Ansatzes:

»Dadurch, dass Flecks Begriffe nicht ›wie angegossen passen‹, dass sie zu breit sind, eröffnet sich ein Raum, der gefüllt werden kann, z.B. durch Anschlüsse an Begrifflichkeiten anderer Theorien, durch Weiterentwicklungen und das Weiterdenken Fleckscher ›Anlagen‹.« (Schlünder 2005, S. 59)

Das bedeutet, es geht um die zentrale Frage der (empirischen) Anschlussfähigkeit des Fleckschen Begriffsinstrumentariums, um es weiter auszugestalten und für weitere Kontexte fruchtbar zu machen (Radeiski 2015, S. 364). Im Folgenden wird in Bezug auf die Frage nach der Selbstreflexion wissenschaftlicher Disziplinen dargestellt, wie sich an Flecks Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie anknüpfen lässt. Dabei erscheinen insbesondere zwei grundlegende Begrifflichkeiten aus Flecks Werk, nämlich die des ›Denkkollektivs‹ einerseits und die des ›Denkstils‹ andererseits, für den hier vorgestellten Kontext instruktiv zu sein und werden in der folgenden Darstellung als Ausgangspunkte für die Anknüpfung an Fleck herausgegriffen.

## Weiterdenken mit dem Fleckschen Begriffsinstrumentarium

Wie lässt sich nun mit dem Fleckschen Begriffsinstrumentarium in Bezug auf die Frage nach wissenschaftlicher Selbstreflexion weiterdenken? Folgend wird dargelegt, welche Parallelen sich einerseits zwischen Flecks Konzept des ›Denkkollektivs‹ und Bourdieus Theorie des wissenschaftlichen Feldes, andererseits zwischen Flecks Konzept des ›Denkstils‹ und Foucaults Diskurstheorie ziehen lassen und wie sich durch diese Verknüpfung mit aktuellen sozialwissenschaftlichen Konzepten blinde Flecken in der Fleckschen Konzeption erhellen lassen. Das Ergebnis dieser Verknüpfung wird als im Fleckschen Werk bereits angelegte »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« zusammengefasst.

### ›Denkkollektive‹ als soziale (Kampf-)Felder

Fleck arbeitet sehr anschaulich heraus, dass wissenschaftliche Erkenntnis nicht als das Ergebnis der Entdeckung von ›Tatsachen‹ beschrieben werden kann, sondern vielmehr das Resultat sozialer Tätigkeit ist (Fleck 1980, S. 54). Die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis ist also erstens ein aktiver Herstellungsprozess und zweitens kein individuelles Unterfangen, sondern geht im Rahmen von ihm so bezeichneter ›Denkkollektive‹ vorstatten. »Diese Kollektive gleichen nach Fleck sozialen Kraftfeldern: Sie sind geprägt von erheblichen Konformitätszwängen und Abhängigkeitsbeziehungen, von ausgeprägten Asymmetrien und Konkurrenzverhältnissen« (Rieger-Ladich 2010, S. 228). Bei der

Etablierung bzw. Veränderung von Wissensbeständen geht es also nicht nur um die Frage der Passung neuer Ideen mit existierenden Vorstellungen, sondern auch um Durchsetzungsvermögen und Machtstrukturen.

Bourdieu folgend können Felder als soziale Welten mit eigenen Gesetzen beschrieben werden, als relativ autonome Mikrokosmen, welche sich erst über ihre AkteurInnen konstituieren, die wiederum den feldinhärenten Zwängen und Strukturen unterliegen (Bourdieu 1998, S. 16). Bourdieu bezeichnet Felder als Kräftefelder mit je eigener, feldspezifischer Logik und eigenen Spielregeln; in Abgrenzung zu anderen Feldern – Fleck spricht von einer »organische[n] Abgeschlossenheit jeder Denkgemeinde« (Fleck 1980, S. 137) – sind diese Regeln zu verteidigen und die eigene Logik beizubehalten bzw. gegen andere Regeln durchzusetzen. Dies fällt umso leichter, je autonomer ein Feld ist – umgekehrt können feldfremde Logiken umso leichter eindringen, je heterogener ein Feld ist (ebd., S. 28).

»Ein soziales Feld ist also ein nach einer eigenen Logik funktionierendes ›Spiel‹, bei dem es, und dies wiederum ist eine für Bourdieu charakteristische Sichtweise, Gewinner und Verlierer gibt, bei dem es den ›Spielern‹, den sozialen Akteuren, um die Vorangstellung geht.« (Krais 2000, S. 37)

Nach Bourdieu folgen die AkteurInnen eines Feldes den jeweiligen Spielregeln und erkennen damit die spezifische Struktur des Feldes aufgrund der von ihm so bezeichneten ›illusio‹ an, dem Glauben der AkteurInnen an die Sinnhaftigkeit und Relevanz des jeweiligen Spiels (Bourdieu 1998, S. 26 ff.). Wie lässt sich dies auf Wissenschaft und die Produktion disziplinären Wissens übertragen?

Wissenschaft stellt einen sozialen Bereich neben anderen Bereichen dar, der »als gesellschaftliches Teilsystem ins Ensemble aller anderen Teilsysteme eingebunden [ist]. Bei diesen Intersystem-Beziehungen sind vor allem *wechselseitige Leistungsbezüge* bedeutsam« (Schimank 2012, S. 118, Hervorhebungen im Original), d.h. Wissenschaft steht immer in Wechselbeziehung zu anderen gesellschaftlichen Feldern. So sind bspw. Wissenschaft und Politik zwar als zwei unterschiedliche Felder zu betrachten, aber dennoch nicht vollkommen unabhängig voneinander zu denken. Je autonomer wissenschaftliche Felder sind, desto eher entziehen sie sich externen Gesetzen (Bourdieu 1998, S. 26), desto schwieriger wird es bspw. für die Politik, dort Einfluss auszuüben bzw. die ›Spielregeln‹ zu bestimmen. Auf diesen Aspekt geht auch Fleck ein, der von einer Überlappung verschiedenster innerer und äußerer, sog. ›esoterischer‹ und ›exoterischer‹ Kreise ausgeht, die miteinander in Wechselwirkung stehen:

»Der moderne Mensch gehört – zumindest in Europa – nie ausschließlich und in Ganzheit einem einzigen Kollektiv an. Von Beruf z.B. Wissenschaftler, kann er außerdem religiös sein, einer politischen Partei angehören, am Sport teilnehmen usw. Darüber hinaus partizipiert jeder am Kollektiv des praktischen Gedankens des ›täglichen Lebens‹. Auf diese Weise ist das Individuum Träger der Einflüsse eines Kollektivs auf andere.« (Fleck 1983, S. 114)

Wissenschaft ist also zunächst einmal ein Feld neben anderen Feldern (bspw. der Politik oder der Wirtschaft) – ein Feld zwar mit einigen Besonderheiten, aber ohne Sonderstellung in Bezug auf eine Hierarchisierung der unterschiedlichen Felder (Barlösius 2012, S. 125). Die Besonderheit des wissenschaftlichen Feldes zeichnet sich aus durch

»jene Einigkeit der Konkurrenten über die Grundsätze der Bewahrheitung von ›Realität‹, über gemeinsame Methoden der Bestätigung von Thesen und Hypothesen, kurz: über den stillschweigenden, untrennbar politischen und kognitiven Vertrag, der die *Arbeit der Objektivierung* begründet und beherrscht.« (Bourdieu 1998, S. 29, Hervorhebungen im Original)

Zwar gibt es unter den Mitgliedern des Wissenschaftssystems geteilte Grundannahmen, das bedeutet jedoch nicht, dass es als machtfreier Raum misszuverstehen ist. Macht und Ansehen sind im Feld der Wissenschaft ungleich verteilt und stets umkämpft. Bourdieu unterscheidet diesbezüglich zwischen zwei Arten von Macht, denen zwei Sorten wissenschaftlichen Kapitals<sup>6</sup> entsprechen: Zum einen handelt es sich um institutionalisierte Macht, die verbunden ist mit bestimmten Positionen im Wissenschaftssystem (z.B. der Vorstand von Kommissionen und Beiräten oder ProfessorIn – DoktorandIn), zum anderen eine Macht, die auch als ›reines‹ wissenschaftliches ›Kapital‹ bezeichnet werden kann und durch Beiträge, Entdeckungen und Erfindungen ›erworben‹ wird (ebd., S. 31 ff.). In ähnlicher Weise wie Bourdieu, der auf unterschiedliche Positionen im Feld der Wissenschaft verweist und damit unterschiedliche Machtpositionen in den Blick nimmt, beschreibt auch Fleck, dass die einzelnen Individuen<sup>7</sup> – aus denen sich ein ›Denkkollektiv‹ zusammensetzt, mit denen es aber nicht identisch ist (Fleck 1980, S. 56) – im intrakollektiven Denkverkehr in eine besondere Stellung zueinander treten (ebd., S. 140): Ein ›Denkkollektiv‹, so Fleck, besteht aus einem kleineren ›esoterischen‹ und einem größeren ›exoterischen‹ Zirkel – und verfügt damit über »eine stufenweise Hierarchie des Eingeweihtseins« (ebd., S. 138). Fleck verweist hier bspw. auf die LehrerIn-/SchülerInbeziehung im Wissenschaftssystem und deren besondere Abhängigkeitsverhältnisse (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXXVI).

Das Feld der Wissenschaft lässt sich in Unterfelder wie Disziplinen und wissenschaftliche Einrichtungen gliedern, die wiederum als relativ autonome Felder mit spezifischem Objektinteresse und eigenen Regeln zu begreifen sind. Im Falle des wissenschaftlichen Feldes handelt es sich dabei um wissenschaftliche Disziplinen, die als die wesentlichen

6 Als ›Kapital‹ bezeichnet Bourdieu ganz allgemein eine Form der sozialen Energie (Bourdieu 2013, S. 194), deren Verteilungsstruktur die soziale Struktur einer Klassengesellschaft bestimmt. Das Kapital einer Person – Bourdieu unterscheidet ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital – entscheidet also über deren Position im sozialen Raum. Je mehr Kapital eine Person akkumuliert, desto machtvoller ist ihre Position im sozialen Raum.

7 Während Fleck die Individuen nicht dezidiert in den Blick nimmt, berücksichtigt Bourdieu explizit »die Handlungstüchtigkeit der Akteure [...] und [reduziert] diese nicht nur auf Träger gesellschaftlicher Strukturen« (Kajetzke 2008, S. 54).

Austragungsorte der Aushandlungsprozesse um Wissen und – Bourdieu folgend – auch um Macht in diesem Feld betrachtet werden können und in diesem Sinne als die soziale Grundeinheit des Wissenschaftssystems zu bezeichnen sind. Wissenschaftliche Disziplinen sind historisch gewachsene Konstrukte mit je eigener Logik und eigenen (Re-)Produktionsprozessen, die Wissen über einen bestimmten Gegenstandsbereich aus einer spezifischen Perspektive bereitstellen.<sup>8</sup> Sie lassen sich durch diesen spezifischen Blick auf einen bestimmten Gegenstand bzw. ein Gegenstandsfeld von anderen Wissensgebieten bzw. Disziplinen unterscheiden und zeichnen sich durch gemeinsame Problemstellungen durch gemeinsame Problemstellungen, Forschungsmethoden sowie Forschungsmethoden sowie effektive Mechanismen disziplinärer Kommunikation aus (Stichweh 1993, S. 241). Ähnlich formuliert dies auch Fleck: Den ›Denkstil‹ charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein ›Denkkollektiv‹ interessieren, z.B. Urteile und Methoden (Fleck 1980, S. 130). Innerhalb dieser disziplinär organisierten ›Scientific Communities‹ finden die zentralen Kommunikations- und Aushandlungsprozesse über Gegenstände, Fragen, Inhalte, Methoden und Arbeitsweisen eines bestimmten Wissensgebietes statt. Insofern definieren sich Disziplinen nicht (primär) über ihre Institutionen (z.B. Universitäten oder außeruniversitäre Forschungseinrichtungen), sondern in erster Linie über ihre Kommunikation.<sup>9</sup>

Auch wenn Disziplinen – oder in der Terminologie Flecks – »Zunftgenossenschaften« (ebd., S. 137) – sich einmal etabliert haben, entwickeln sie sich beständig fort; es handelt sich also nicht um feststehende Konstrukte, sondern vielmehr zeichnen diese sich durch ihren prozessualen und wandelbaren Charakter aus (Hofstetter/Schneuwly 2002, S. 39). So ist das spezifische Merkmal einer wissenschaftlichen Disziplin ihre allmähliche Ausdifferenzierung sowie ihre theoretische und paradigmatische Vielfalt: »Ein wichtiger Indikator der Disziplinentwicklung ist die allmähliche Ausdifferenzierung verschiedener Theorien und Begriffe des relevanten Gegenstandes« (Lüders 2012, S. 117) – was nicht heißt, dass Beliebigkeit herrscht; so verweist Rothland auf die »*fundamentalen Gemeinsamkeiten einer Disziplin*« (Rothland 2008, S. 43, Hervorhebungen im Original). Die Tatsache, dass sich Disziplinen selbst reproduzieren, verleiht ihnen schließlich eine gewisse Stabilität und Permanenz (Laitko 1999, S. 33): So wird der sog. ›wissenschaftliche Nachwuchs‹ auf eine ganz bestimmte Art und Weise sozialisiert, mit den Themen, Methoden und Inhalten, den einer Disziplin eigenen Denk-, Sicht- und Analyseweisen, ver-

8 Das Disziplininkonzept ist stark von der deutschen Denktradition geprägt und vom Konzept der Profession zu unterscheiden (vgl. Keiner 2011). Zwar stehen die Konzepte in einem engen Wechselverhältnis, allerdings handelt es sich um zwei grundlegend verschiedene Bezugssysteme. So formuliert Lüders: »Während Disziplinen [...] auf Theoriebildung und damit auf die Vermehrung wissenschaftlicher Erkenntnisse aus sind, geht es den Professionen um die Anwendung von Wissen unter durch Problemdruck erzeugten Handlungszwängen« (Lüders 2012, S. 111). Insofern sind Disziplinen als relativ autonom vom Handlungsfeld zu denken (Forneck/Wrana 2009, S. 180).

9 Es sind weniger die Institutionen der ›Tatsachenproduktion‹ (die Universitäten, Forschungsinstitute etc.), die in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind als vielmehr die politisch institutionalisierten Räume wissenschaftlicher Kommunikation und Reproduktion, also die Fachgesellschaften und deren Kommunikationsnetze. Denn diese ermöglichen es erst, kollektiv sichtbar zu werden und die Feldgrenzen zu verteidigen (Rothland 2008, S. 51).

traut gemacht (vgl. Rosenberg/Hoffmann 2017). Der Einführung in ein Denkgebiet schreibt Fleck gar eine identitätsbildende Wirkung zu (Schäfer/Schnelle 1980, S. XX-XIV), die einerseits dafür sorgt, dass die Mitglieder eines ›Denkkollektivs‹ auf einer – mehr oder weniger – einheitlichen Grundlage arbeiten (ebd., S. XXVII), andererseits wird diese »Disposition für gerichtetes Wahrnehmen [...] erkaufte mit der Preisgabe, Heterogenes wahrnehmen zu können« (ebd., S. XXVI). In diesem Sinne steht der Begriff ›Disziplin‹

»[...] nicht nur für einen Sektor der Wissenschaft, der es mit einem wohlbestimmten Teil aller Erkenntnisgegenstände zu tun hat, sondern auch für die unreflektierte Macht des Gewohnten, die nicht hinterfragte Normierung des Verhaltens, der die in einem solchen Sektor Tätigen unterliegen.« (Laitko 1999, S. 46)

## Der ›Denkstil‹ als Ergebnis diskursiver Aushandlungsprozesse

Fleck stellt die (disziplinäre) Wissensproduktion als einen überindividuellen, kollektiven und kooperativen Prozess dar. Er betont dabei insbesondere die »Stimmungskameradschaft« (Fleck 1980, S. 140) sowie »Gefühle der Denksolidarität« (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXXVI), die in ›Denkkollektiven‹ vorherrschen – so beschreibt Fleck als Strukturmerkmal von ›Denkkollektiven‹ gar eine innere Harmonie (Radeiski 2017, S. 91). Allerdings verweist Fleck auch auf die Tatsache, dass der Prozess der Wissensproduktion innerhalb von spezifischen ›Denkkollektiven‹ keineswegs ausschließlich bruchlos und harmonisch abläuft. Vielmehr kann der soziale Aushandlungsprozess um Wissen als ein Kampf um Deutungshoheit angesehen und der Flecksche Begriff des ›Denkstils‹ vor dem Hintergrund von Foucaults Diskurstheorie als Ergebnis diskursiver Aushandlungsprozesse verstanden werden, als eine Art »Sagbarkeitsfeld« (Jäger 2011, S. 94), das Aussagen über einen bestimmten Gegenstand auf je (fach-)spezifische Weise vorstrukturiert.

Foucaults Fokus richtet sich bei der Betrachtung von Diskursen namentlich auf das Feld der Wissenschaft – auf die Psychologie, die Medizin, die Geisteswissenschaften – als Orte, an denen Diskurse entstehen, verankert sind und sich fortspinnen (Keller 2011a, S. 44):

»Und gibt es ein anderes Gebiet, in dem die diskursiven Ereignisse besser und nach besser entzifferbaren Relationen miteinander verbunden scheinen als in jenem, das man im allgemeinen mit dem Terminus Wissenschaft bezeichnet?« (Foucault 1981, S. 46)

Dabei geht er der Frage nach, was eine wissenschaftliche Disziplin zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt ermöglicht hat (Foucault 1981, S. 255) bzw. wie etwas, das zunächst fraglos akzeptiert wurde, zu einem ›Problem‹ wird, das einer Bearbeitung bedarf. Das Ziel einer solchen Perspektive besteht darin, zu zeigen, »wie sich eine Wissenschaft [oder ein anderes ›Problem‹] ins Element des Wissens einreicht und funktioniert« (ebd.,



S. 263). Hier zeigen sich Ähnlichkeiten zu Flecks Studie: Auch er geht der Frage nach, wie es dazu kommt, dass die zunächst als »Lustseuche« titulierte Syphilis (Fleck 1980, S. 4) vermehrt in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt und damit zu einem zu bearbeitenden (Forschungs-)Gegenstand wird. Fleck stellt dabei heraus, dass es insbesondere die »soziale Stimmung« (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXX) im 15. Jahrhundert ist, die die Aufmerksamkeit der Forschenden für dieses Gebiet zunächst in Gang setzt und sie auch weiterhin befeuert (Fleck 1980, S. 4). Er zeigt, wie Forschung bzw. Wissenschaft maßgeblich durch außerwissenschaftliche Faktoren determiniert ist (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXX) und betont damit – in ähnlicher Weise wie Foucault – die soziale und die historische Bedingtheit von Wissen (ebd., S. XXIV). Diskurse lassen sich nach Foucault als das (nicht nur) sprachlich produzierte Wissen über Welt beschreiben bzw. als soziale Praktiken, die sich u.a. der Sprache als symbolischer Form im Ringen um gesellschaftliche – oder im Rahmen disziplinärer Kommunikation: um wissenschaftliche – Deutungshoheit bedienen und dabei bestimmten (Sagbarkeits-)Regeln und -strukturen folgen.<sup>10</sup> Insofern verbinden sich in Diskursen Wissen und Macht konstitutiv miteinander. Diskurse sind, so Foucault weiter, »als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1981, S. 74). Das bedeutet, Diskurse sind wirkmächtig, weil sie Wissen und damit zugleich Machtverhältnisse produzieren, Objekte und Subjekte des Wissens gleichermaßen hervorbringen und damit auch für unterschiedliche Positionen in einem sozialen Feld sorgen.

Der Diskursbegriff ersetzt bei Foucault den von ihm zuvor gebrauchten Begriff der »episteme«. Darunter versteht Foucault die Bedingungen der Möglichkeit von Wissen bzw. »Wahrheit« innerhalb einer bestimmten Epoche. »Epistemai« sind so etwas wie Wissens- oder Denkweisen, die zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Kultur gültig sind – und die sich u.a. auf sprachlicher Ebene zeigen (Raffnsøe/Gudman-Høyer/Thanning 2011, S. 192). Foucault untersucht damit die Bedingungen, unter denen etwas zu einer bestimmten Zeit gedacht und gesagt werden kann. Insofern können »epistemai« als das historische Apriori von Diskursen und dem sich darin begründenden Wissen oder als Positivität, als »Realitätsbedingungen für Aussagen« (Foucault 1981, S. 184), bezeichnet werden. Auch hier lässt sich eine Ähnlichkeit zu Flecks Untersuchung aufzeigen: So beschreibt er die Entstehung des Syphilisbegriffs als eine historische Aufeinanderfolge mystisch-ethischer (Syphilis als Lustseuche), empirisch-therapeutischer (Syphilis als eine durch Quecksilber heilbare Krankheitseinheit), pathogenetischer (Fokus auf der Entstehung und Entwicklung der Syphilis mit all ihren Faktoren) und schließlich ätiologischer (Frage nach den Ursachen der Syphilis und den sie auslösenden Faktoren) Standpunkte und damit als eine Abfolge je unterschiedlicher Auffassungen und »Glaubenssätze« über das Phänomen »Syphilis«, die jedoch von ihren Vorgängerideen nicht ohne Weiteres ab-

10 Der Bedeutung von Sprache misst auch Fleck eine besondere Bedeutung bei: Er bezeichnet das Wort als besonderes interkollektives Verkehrsgut (Fleck 1980, S. 143) bzw. Sprache als das wichtigste Instrument wissenschaftlicher Kommunikation (Fleck 1983, S. 19). Allerdings erschöpfen sich Diskurse nicht nur in sprachlichen Äußerungen, sondern können sich auch auf andersgeartete, nicht-sprachliche Praktiken erstrecken. Dazu zählen bspw. die Praktiken des Betens, des Demonstrierens usw. (Keller 2011a, S. 66).

zukoppeln sind. Erkenntnisse sind also keine logischen Systeme, sondern stilgemäße Einheiten (Fleck 1980, S. 40). Insofern geht es auch nicht darum, ob eine Aussage ›besser‹ oder ›wahrer‹ ist, sondern ob sie zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Kontext ›wahrgemacht‹ werden kann, also um »Systemfähigkeit« (Schäfer/Schnelle 1980, S. XX-XII). Diskurse sind per se öffentlich; so finden die Auseinandersetzungen über Sinn

»in mehr oder weniger öffentlichen Arenen statt, die als *diskursive Felder* den Akteuren dieser Auseinandersetzungen spezifische Rollen zuweisen, ihre Zugangschancen zum Diskurs begrenzen und ihre diskursiven Möglichkeiten vorstrukturieren.« (Schwab-Trapp 2011, S. 37, Hervorhebungen im Original)

Das bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass jeder und jede berechtigt ist, sich in Diskursen zu äußern bzw. sich Gehör verschaffen kann. Es gibt Grenzen des Sagbaren in Diskursen: nicht alles, was gesagt werden könnte, wird auch gesagt bzw. als ›wahr‹ anerkannt.

»Es ist [zwar] immer möglich, daß man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven ›Polizei‹ gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muß.« (Foucault 2003, S. 25)

Foucault verweist auf unterschiedliche Prozeduren der Diskurskontrolle, darunter Verbote, Einschränkungen, Ausgrenzungen und Ausschlüsse (ebd., S. 17 ff.) und beschreibt, dass diejenigen, die die diskursinternen Regelmechanismen nicht befolgen, damit rechnen müssen, kein Gehör zu finden, weil sie sich im ›wilden Außen‹ des Diskurses befinden.<sup>11</sup>

Erst durch DiskursakteurInnen werden Diskurse lebendig. Diese AkteurInnen sprechen allerdings weniger als Individuen, sondern als Mitglieder bestimmter Gruppen, z.B. einer Scientific Community – oder in Flecks Worten: eines ›Denkkollektivs‹. Als SchöpferInnen von Ideen gelten also nicht einzelne Individuen, sondern Denkgemeinschaften, die die in ihnen agierenden Individuen für bestimmte Sichtweisen gleichsam ›dressieren‹ (Fleck 1980, S. 66). Das, was im Menschen denkt, ist also gar nicht er selbst, sondern seine soziale Gemeinschaft (ebd., S. 163 unter Verweis auf Gumpłowicz 1885). In ähnlicher Weise wie Fleck nimmt auch Foucault Abstand von einem schöpferischen, souveränen Subjekt (Foucault 1981, S. 198 f.): Während die traditionelle Ideengeschichte von einem ›cogito‹ ausgeht, argumentiert Foucault auf der Ebene des »man sagt« (ebd., S. 178). Aus dieser Perspektive geht es dann nicht darum, *was* gesagt wird, sondern darum, *welchen* (diskursiven) Regeln und Strukturen das Gesagte unterliegt: »Die Beschreibung der diskursiven Ereignisse stellt eine völlig andere Frage: Wie kommt es, daß eine bestimmte

11 Als Beispiel für im »wilden Außen« verpuffende Ideen führt Fleck Leonardo da Vinci an: »Die Vergeblichkeit anschlussloser Arbeit beweist eindringlich Leonardo da Vinci, der große Verkünder vortrefflicher Ideen, der dennoch der Wissenschaft keine positive Leistung hinterließ« (Fleck 1980, S. 62).



Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?« (ebd., S. 42) Foucault geht es also nicht um das Nachvollziehen subjektiv gemeinten Sinns einer Aussage, sondern um die Rekonstruktion der dieser Aussage zugrundeliegenden, gleichsam vorgängigen Strukturen, die eine Aussage zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Kontext funktionieren und als ›wahr‹ erscheinen lassen.

DiskursakteurInnen orientieren sich aneinander – und durch Wiederholungen werden Aussagen schließlich zu ›Wahrheit‹. Grundsätzlich sind Diskurse allerdings veränderungsoffen angelegt, d.h. die Entwicklung von Diskursen bzw. ›Denkstilen‹ ist als offener Prozess zu begreifen – ein Aspekt, auf den auch Fleck abhebt. ›Wissen‹ bzw. ›Wahrheit‹ ist nicht dauerhaft gültig und beständig, sondern kontingent und umkämpft (Hof 2009, S. 26). Diskurse sind also keine stabilen Konstrukte, sondern müssen stets aufs Neue hergestellt werden. Aufgrund ihrer Instabilität lassen Diskurse immer auch Raum des Anderen, Widerständigen – auch zur selben Zeit und innerhalb ein- und desselben ›Denkkollektivs‹ – und damit die Möglichkeit der Veränderung zu.

## Wissenschaftsforschung als Diskursforschung

Detaillierter und an aktuelle sozialwissenschaftliche Diskussionen anschlussfähig lässt sich, wie gezeigt, der Flecksche Begriff des ›Denkkollektivs‹ als soziales Feld und der Begriff des ›Denkstils‹ als das Ergebnis diskursiver Aushandlungsprozesse betrachten.<sup>12</sup>

Diese doppelte Erweiterung »Fleckscher Anlagen« (Schlünder 2005, S. 59) erlaubt es, wissenschaftliche Disziplinen und ihre ›Denkstile‹ umfassender zu betrachten, als Fleck dies in seiner Wissenschaftstheorie anlegt. Während sich mit Bourdieu detaillierter auf die Positionierung von Wissenschaften im gesellschaftlichen Gefüge, auf die Machtdimension innerhalb von ›Denkkollektiven‹, auf die handelnden AkteurInnen und die Organisation und Struktur wissenschaftlicher Disziplinen eingehen lässt, rückt mit der Foucaultschen Perspektive stärker der Aspekt der (Ko-)Produktion von ›Sagbarkeitsfeldern‹ auch zwischen unterschiedlichen ›Denkkollektiven‹ in den Blick – Aspekte, die insbesondere vor dem Hintergrund der eingangs angedeuteten Veränderungen im Wissenschaftsgefüge von besonderer Bedeutung für die Selbstreflexion wissenschaftlicher Disziplinen sind.<sup>13</sup>

12 »Die Zielsetzungen des Philosophen Foucaults [sic!] und des Soziologen Bourdieus [sic!] unterscheiden sich zwar wesentlich, dennoch weisen die Theoriekonzeptionen viele ähnliche Annahmen auf« (Kajetzke 2008, S. 76). Zur Verbindung der – zunächst in Teilen widersprüchlich erscheinenden – Theorien Bourdieus und Foucaults vgl. Keller (2012), Kajetzke (2008), Rosenberg (2015).

13 In ihrer anthropologischen Wissenschaftstheorie nimmt Knorr-Cetina ebenfalls Bezug auf Bourdieu. Während es in diesem Zusammenhang »die Forschenden und insbesondere deren Handlungsweisen [sind], die zunehmend in den Vordergrund ihrer Untersuchungen rücken« (Kirschner 2014, S. 125), wird der Blick mit einer Perspektive, wie sie hier als »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« vorgeschlagen wird, weniger auf die subjektiven Sinndeutungen der Handelnden als auf die diesen vorgelagerten und häufig nicht bewussten Strukturen und Regeln gerichtet.

Flecks Beitrag zur Selbstreflexion von Wissenschaften aufnehmend und anknüpfend an aktuelle sozialwissenschaftliche Konzepte, namentlich an die Feldtheorie Pierre Bourdieus und die Diskurstheorie Michel Foucaults, lässt sich damit sowohl ein theoretisch-heuristischer Rahmen für eine durch die Flecksche Perspektive systematisch miteinander verknüpfte »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung«<sup>14</sup> beschreiben als auch dieser einer empirischen Untersuchung zugänglich machen.

## Überlegungen zur empirischen Umsetzbarkeit einer »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung«

In diesem Abschnitt werden einige methodologisch-methodische Überlegungen zur konkreten Umsetzbarkeit einer »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« bzw. einer im oben skizzierten Sinne zu verstehenden »Denkstilforschung« nach Ludwik Fleck vorgestellt, die sich zum einen auf die Frage nach einem geeigneten analytischen Rahmen und zum anderen auf die Frage nach dem Ort der Materialisierung eines »Denkstils« beziehen. In diesen Fragen werden schließlich die Begriffe des »Denkkollektivs« und des »Denkstils« nochmals miteinander verknüpft.

## Die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) als analytischer Rahmen

Mit der WDA entwirft Reiner Keller (2011a, 2011b) ein vielfältig anschlussfähiges Forschungsprogramm, das aufgrund seiner theoretisch-konzeptionellen Passung mit der wissens(-chafts-)soziologischen Ausrichtung der vorliegenden Überlegungen eine geeignete Forschungsperspektive darstellt, um »Denkkollektive« und ihre jeweiligen »Denkstile« auch empirisch in den Blick zu nehmen.<sup>15</sup>

- 14 Eine an Foucault ausgerichtete Diskursforschung ist von ihrem Ursprung her immer schon Wissenschaftsforschung – so richtet Foucault seinen Fokus bei der Betrachtung von Diskursen (zunächst) auf das Feld der Wissenschaft und untersucht die Psychologie, die Medizin und die Geisteswissenschaften als Orte, an denen Diskurse entstehen, verankert sind und sich fortspinnen (Keller 2011a, S. 44). Wissenschaftsforschung ist aber nicht per se diskursanalytisch ausgerichtet. Fleck verbindet beide Ansätze in seiner »Denkstilanalyse« miteinander, so dass hier in einer Umkehrung von einer »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« gesprochen wird.
- 15 Die WDA stellt *eine* mögliche Forschungsperspektive zur Analyse von »Denkstilen« bzw. »Denkkollektiven« dar. Radeiski (2015, 2017) verknüpft Ludwik Flecks Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie etwa mit der linguistisch orientierten Diskurstheorie nach Michel Foucault. Sie macht das Ganze fruchtbar für die linguistische Diskursforschung und verweist darauf, »dass sich doch eine ganze Reihe aus dem breiten Spektrum der Diskurswissenschaften und -theorien in dieses Unterfangen einbeziehen lässt und einbezogen werden muss« (Radeiski 2017, S. 14). So unternimmt etwa auch Jäger (2001) den Versuch, »die diskurstheoretischen Annahmen u.a. Bourdieus und Foucaults in ein diskursanalytisches Instrumentarium, eine »diskursanalytische Werkzeugkiste«, zu überführen (Jäger 2001, S. 96)« (Kajatzke 2008, S. 100).

Keller unternimmt mit der Konzeption der WDA den Versuch eines Brückenschlags zwischen der Diskurstheorie Foucaults und kulturalistischen Ansätzen der Diskursforschung (z.B. Bourdieu<sup>16</sup>), baut die Diskursperspektive in den Ansatz der Hermeneutischen Wissenssoziologie ein und entwickelt damit einen geeigneten analytischen Rahmen zur Analyse disziplinärer ›Denkstile‹.

»Die WDA untersucht Diskurse als rekonstruierbare, produktive Aussagen, die in einem konfliktreichen Geflecht von sozialen Akteuren [bzw. AdressatInnen von Diskursen], institutionell-dispositiven Ordnungen und Wissensformierungen Wirklichkeitsordnungen konstituieren sowie Machteffekte hervorrufen.« (Keller 2013, S. 203)

Die WDA richtet den Fokus auf unterschiedliche Analysedimensionen bzw. -konzepte: Neben der Analyse der Machteffekte eines Diskurses sind dies außerdem die Analyse der Erzeugung der Äußerungen und die Analyse der einem Diskurs zugrundeliegenden Wissensanalytik, die Keller auch als Analyse des Interpretationsrepertoires eines Diskurses bezeichnet (ebd., S. 215 ff.). Auf diesen letzten Aspekt soll an dieser Stelle exemplarisch eingegangen werden, da sich über die Rekonstruktion des sog. Interpretationsrepertoires m.E. dem ›Denkstil‹ einer Disziplin auf die Spur kommen lässt. Unter Interpretationsrepertoires verstehen Potter/Wetherell, auf die Keller sich bezieht,

»kollektiv verfügbare Ressourcen, mit deren Hilfe Bewertungen vorgenommen, geltende Auffassungen konstruiert und Handlungen ausgeführt werden. Sie existieren durch ihre Wirkung und nicht als bloße abstrakte Werkzeuge des Verstehens. Der Begriff des Interpretationsrepertoires bezieht sich somit auf den *Inhalt* des Diskurses und auf die Organisation dieses Inhalts.« (Potter/Wetherell 1995, S. 188 f., Hervorhebungen im Original)

Anders formuliert, bildet das diskursspezifische Interpretationsrepertoire den Rahmen für in einem disziplinären Diskurs als ›wahr‹ oder akzeptabel geltende Aussagen. Das Interpretationsrepertoire wird entwickelt, verändert oder festgeschrieben und an die nächste Generation weitergegeben. Neben seiner Funktion der Orientierung in einem bestimmten Feld ermöglicht ein gemeinsames Interpretationsrepertoire erst die Kommunikation zwischen den Mitgliedern eines Kollektivs und ist damit für das Aushandeln von Sinn unabdingbar. Es ist den Mitgliedern einer bestimmten Gesellschaft oder Gruppierung gemeinsam und strukturiert Aussagen auf gewisse Weise vor. Es erhebt innerhalb dieser Gruppe Anspruch auf *kollektive* Gültigkeit, was die Aussagen eines Diskurses relativ unabhängig von singulären Auffassungen, Positionen und Meinungen macht. Es stellt gewissermaßen den Rahmen der Bedingungen für Aussagemöglichkeiten bzw. -un-

16 Keller verweist in diesem Zusammenhang zwar explizit auf die eher randständige Position Bourdieus in der Diskursforschung, betont aber zugleich die Bedeutung seiner Überlegungen für sozialwissenschaftliche Analysen, »weil sie das Handeln gesellschaftlicher Akteure und die Bedeutung öffentlicher Definitionskonflikte betonen« (Keller 2011a, S. 36).

möglichkeiten (Foucault 2003, S. 36) – das jeweilige ›Sagbarkeitsfeld‹ oder den ›Denkstil‹, z.B. im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin – dar.

## **Flecks ›denksoziale Formen‹ als Ort der Materialisierung wissenschaftlicher ›Denkstile‹**

Wo aber materialisiert sich der ›Denkstil‹ einer wissenschaftlichen Disziplin? Die stabilen ›Denkkollektive‹, die sich besonders um organisierte soziale Gruppen bilden (Fleck 1980, S. 135), erlauben es, den ›Denkstil‹ und die allgemeinen sozialen Eigenschaften der ›Denkkollektive‹ in ihren gegenseitigen Beziehungen genauer zu untersuchen (ebd., S. 136). Fleck unterscheidet vier ›denksoziale Formen‹ des modernen wissenschaftlichen ›Denkkollektivs‹, die sich durch unterschiedliche Nähe zum ›esoterischen‹ bzw. ›exoterischen‹ Kreis des jeweiligen ›Denkkollektivs‹ auszeichnen: die »Lehrbuchwissenschaft«, die »Handbuchwissenschaft«, die »Zeitschriftwissenschaft« sowie die »populäre Wissenschaft« bzw. weitere ›exoterische‹ Kreise (ebd., S. 148).

Flecks Ausführungen folgend, lässt sich über die *Einführung* in ein Arbeitsgebiet am ehesten erschließen, wie ein ›Denkstil‹ funktioniert (Schäfer/Schnelle 1980, S. XXXIV). *Einführungs- oder Lehrbücher*, mittels derer die geistige Initiation in ein Gebiet erfolgt, versteht Fleck geradezu als Institution des Forscherkollektivs (ebd.), denn in Einführungen bzw. Lehrbüchern werden Prämissen gesetzt, hier finden sich nicht zu legitimierende Elemente eines ›Denkkollektivs‹ (Fleck 1980, S. 79).

Ein weiteres zur Rekonstruktion des ›Denkstils‹ einer wissenschaftlichen Disziplin geeignetes Medium stellen nach Fleck *Handbücher* dar. Er beschreibt die von ihm sog. »Handbuchwissenschaft« als Systematisierung des Wissensbestandes eines wissenschaftlichen ›Denkkollektivs‹: »Im geordneten System einer Wissenschaft, wie ein Handbuch es darstellt, erscheint eine Aussage eo ipso viel bewiesener als in der fragmentarischen Zeitschrift-Darstellung. Sie wird zu einem bestimmten Denkwang« (ebd., S. 160) – erst die »unpersönliche Handbuchwissenschaft« (ebd., S. 157) sorgt für eine gewisse Klarheit über die Existenz von Phänomenen, erst der intrakollektive Verkehr kann aus der vorsichtigen Unsicherheit zu Gewissheit führen (ebd.).

Wissenschaftliche *Zeitschriften* hingegen hält Fleck zur Rekonstruktion des ›Denkstils‹, das klingt im obigen Zitat bereits an, einer wissenschaftlichen Disziplin für weniger geeignet:

»Wollte man die Zeitschriftwissenschaft zur einheitlichen Ganzheit verbinden, so müsste man bald zugeben, dies gehe nicht ohne weiteres: die einzelnen Standpunkte und Arbeitsmethoden sind so persönlich, daß sich aus den widersprechenden und inkongruenten Fragmenten keine organische Ganzheit bilden läßt. Man vermag aus Zeitschriftartikeln kein Handbuch etwa durch einfache Addition zusammenzustellen. Erst das denksoziale Wandern persönlicher Wissensfragmente innerhalb des esoterischen Kreises und die Rückwirkung des exoterischen verändert sie so, daß aus persönlichen, nichtadditiven Fragmenten additive, unpersönliche Teile entstehen.

Die Zeitschriftwissenschaft trägt also das Gepräge des Vorläufigen und Persönlichen.« (Fleck 1980, S. 156)<sup>17</sup>

Die »Lehrbuch- und Handbuchwissenschaft« bleibt – das ist die Kehrseite der Medaille – gegenüber der »Zeitschriftwissenschaft« stets zurück (ebd., S. 163) und stellt weniger die Avantgarde als den Common Sense eines »Denkkollektivs« dar: Lehrbücher und Handbücher

»halten einen Wissensstand fest, der durch die aktive Forschung bereits wieder überholt ist (Fleck 1983, S. 124). Aber gerade deshalb kann durch die Betrachtung von Lehrbüchern einer Disziplin die Struktur eines Denkkollektivs und seines Denkstils nachgezeichnet werden: Die Genealogie der Ideen und Klassiker, das Selbstbild einer Disziplin, ihre Forschungsfragen und Methoden. Und im Vergleich mit den Lehr- und Handbüchern anderer Wissensgebiete werden dann die Leerstellen und blinden Flecken deutlich.« (Hilbig/Schumann 2015, S. 49)

Die vierte »denksoziale Form«, die Fleck erwähnt, ist die »Populärwissenschaft« bzw. weitere »exoterische« Kreise: »Gewißheit, Einfachheit, Anschaulichkeit entstehen erst im populären Wissen« (Fleck 1980, S. 152), also durch die extensive Verbreitung des Wissens auch in populäre Kreise. Fleck geht dabei von einer Überlappung verschiedener »esoterischer« und »exoterischer« Kreise aus, die miteinander in Wechselwirkung stehen und sich gegenseitig beeinflussen (Rosenberg/Hoffmann 2017, S. 53). Vor dem Hintergrund der Feststellung zunehmender Interdependenz-Beziehungen zwischen unterschiedlichen Feldern bzw. Kreisen rückt auch diese »denksoziale Form« zur Untersuchung des »Denkstils« einer wissenschaftlichen Disziplin in den Fokus.

Über Fleck hinausgehend und vor dem Hintergrund der Tatsache, dass wissenschaftliche Disziplinen sich in erster Linie über ihre – auch real stattfindende – Kommunikation definieren, sollen schließlich als ein weiteres, zur Rekonstruktion eines wissenschaftlichen »Denkstils« geeignetes Medium die *schriftlichen Dokumente der disziplinären Fachgesellschaften* (z.B. Tagungsdokumentationen, Protokolle etc.) vorgeschlagen werden. Disziplinäre Fachgesellschaften sind als relevante Orte der disziplinären Kommunikation zu betrachten und die schriftlichen Dokumentationen derselben als bedeutsame Vergegenständlichungen einer Scientific Community über ihren Gegenstands- und Objektbereich.

Diese »denksozialen Formen« liefern einen Zugang zum »Problembereich« bzw. Kenntnisstand einer wissenschaftlichen Disziplin, sie dienen als Bestands- bzw. Momentaufnahme des Verständnisses einer Wissenschaftsdisziplin und spiegeln schließlich wider, welche Bereiche für eine wissenschaftliche Disziplin als zentral angesehen werden, geben

17 Dieser Aussage Flecks ist nur bedingt zuzustimmen, nämlich dann, wenn es um grundlegende disziplinäre Verständigungsprozesse, um wissenschaftliche Bestandsaufnahmen, geht. Ansonsten kann konstatiert werden: Disziplinen bringen sich gerade über ihre Zeitschriften hervor; sie geben Aufschluss über die Art der Kommunikation und die Regeln eines Diskurses, da sie genau hier direkt aufeinander bezogen stattfinden (vgl. dazu Szurawitzki 2016).

so Aufschluss über ihren Gegenstandsbereich (Eickhorst/Steinforth 1991, S. 68) und sind – im Anschluss an Fleck – in besonderer Weise zur Rekonstruktion eines disziplinären ›Denkstils‹ bzw. disziplinärer Wissensstrukturen geeignet.

## **Zum Ertrag einer »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung«: Resümee und mögliche Anschlüsse**

Was kann eine solche Perspektive, die Wissenschafts- und Diskursforschung miteinander verbindet, leisten? Eine »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« bietet nicht nur Einsichten in die Ordnung und Strukturen des Diskurses einer wissenschaftlichen Disziplin, in ihre Inhalte einerseits und ihre Funktionsweisen und Strukturen andererseits, sondern zeigt darüber hinaus auch Ansatzmöglichkeiten für die Weiterentwicklung von Diskursen und Disziplinen auf. Dabei fungiert die Perspektive der Diskursforschung gewissermaßen als »Disziplinierung« in dem Sinne, sich von den mächtigen Gewohnheiten zu distanzieren (Laitko 1999, S. 19), sich vom jeweiligen ›Denkstil‹ zu distanzieren. Eine solchermaßen ausgerichtete Perspektive vermag es also, dem spezifischen »Denkzwang« (Fleck 1980, S. 131) einer disziplinären Gemeinschaft auf den Grund zu gehen.

Eine »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« versteht sich weniger als eine »qualitative Szientometrie«, also ein tentatives Vermessen von Wissenschaft, das zur Kartierung dynamischer Prozesse in diesem Feld beitragen soll« (Schmidgen 2011, S. 118), sondern vielmehr als Kritik am scheinbar Selbstverständlichen. So konstatiert Radeiski, dass »sowohl Fleck als auch die Diskursforschung [...] dem Gehalt wie dem Impuls nach immer (auch) *Kritik* sein wollen am scheinbar Faktischen, am oftmals schon [nicht ausschließlich] sprachlich als ›selbstverständlich‹, ›normal‹, ›natürlich‹ oder ›alternativlos‹ Suggestierten« (Radeiski 2017, S. 20). Nach Foucault geht es darum, das vermeintlich Evidente – das für die Mitglieder einer Scientific Community in vielen Fällen selbstverständlich Gewordene – zu hinterfragen, es »Zum-Ereignis-Machen« (Foucault 2005, S. 29):

»Das Zum-Ereignis-Machen besteht [...] darin, die Zusammenhänge, Unterstützungen, Blockaden, Kraftspiele, Strategien usw. wiederzufinden, die zu einem bestimmten Zeitpunkt dasjenige formierten, das anschließend als Evidenz, Universalität oder Notwendigkeit fungieren sollte. Nimmt man die Dinge in dieser Weise, dann gelangt man zu einer Art kausaler Demultiplikation.« (Foucault 2005, S. 30)

Vor dem Hintergrund der eingangs erwähnten Veränderungen der Forschungsstrukturen ist dabei etwa an Folgendes zu denken: Welche Faktoren führen dazu, dass bestimmte Themen bzw. Problemlagen auftauchen, andere wieder verschwinden? Welche Stellung nehmen feldfremde Relevanzen in disziplinären Feldern ein? Wie verquicken sich disziplinäre und öffentliche oder wirtschaftlich bzw. politisch geprägte Diskurse?

Eine solche Perspektive vermag es also, so lässt sich an dieser Stelle resümieren, den ›Denkzwang‹ einer Disziplin zu rekonstruieren und dabei die Interdependenz-Beziehun-



gen zu anderen Feldern aufzuzeigen. Eine »Wissenschaftsforschung als Diskursforschung« lenkt den Blick darauf, inwiefern wissenschaftliche Argumentationen mit je spezifischen gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Interessen aufgeladen sind und nach einem bestimmten Kalkül funktionieren, das von den subjektiven Deutungen der Forschenden mehr oder weniger unabhängig ist (Kossack 2018, S. 163).

Am Beispiel der oben erwähnten Studie (Rosenberg 2015) lässt sich der analytische Gewinn dieser Perspektive abschließend exemplarisch verdeutlichen: Das Ziel der Studie bestand darin, den »Denkstil« der wissenschaftlichen Disziplin Erwachsenenbildung<sup>18</sup> im binnendisziplinären Diskurs empirisch zu rekonstruieren.<sup>19</sup> Die Analyse hat gezeigt, so lässt sich zugespitzt resümieren, dass die Ebenen von Disziplin, Profession und System im Diskurs der Erwachsenenbildungswissenschaft konstitutiv miteinander gekoppelt sind und damit keine – zumindest relativ – autonomen Felder oder Sozialsysteme darstellen. Die Disziplin Erwachsenenbildung ist nicht unabhängig von ihrem Praxis- bzw. Tätigkeitsfeld und dessen Systematisierung zu denken. Das »Außen« von Profession und System wird somit konstitutiv in das »Innen« des wissenschaftlichen Feldes der Erwachsenenbildung eingelagert. Auch das »Außen« von Gesellschaft, anderen Disziplinen, der Bildungspolitik und der Wirtschaft nimmt in nicht geringem Maße Einfluss auf die Erwachsenenbildungswissenschaft und bestimmt ihren Diskurs wesentlich mit (ebd., S. 176). Die Ergebnisse der Studie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Die Gegenstandskonstitution der Erwachsenenbildungswissenschaft ist aufgrund ihrer Selbstbeschreibung als Handlungswissenschaft als problematisch zu kennzeichnen und führt zu Schwierigkeiten in der Selbstpositionierung der Disziplin.
- Es gelingt der Erwachsenenbildungswissenschaft dementsprechend nicht, eine klare Identität auszubilden, was in der Notwendigkeit einer beständigen Selbstvergewisserung und der Suche nach Legitimation (von außen) resultiert.
- Die starke Außenorientierung der Erwachsenenbildungswissenschaft verweist auf eine geringe Autonomie der Disziplin. Hier ist insbesondere auf gesellschaftlich-politische und Diskurse benachbarter Disziplinen zu verweisen, die relativ ungefiltert in den Diskurs der Erwachsenenbildungswissenschaft eindringen und diesen wesentlich beeinflussen.

18 Die »Entstehung« der wissenschaftlichen Disziplin Erwachsenenbildung war nicht das Ergebnis eines innerwissenschaftlichen Spezialisierungs- bzw. Differenzierungsprozesses, sondern die Disziplin wurde vielmehr auf Drängen der Erwachsenenbildungspraxis in den Kanon der Hochschulen aufgenommen (Rosenberg 2015, S. 10 f.). Das Auftreten der Erwachsenenbildungswissenschaft ist also – ähnlich wie die intensive medizinische Beforschung der Syphilis, wie Fleck sie beschreibt – ein durch externe Faktoren in Gang gesetztes, durch bestimmte soziale und historische Bedingungen (im Falle der Entstehung der Disziplin Erwachsenenbildung spielt der Kontext der Bildungsreform eine wesentliche Rolle) beeinflusstes Phänomen.

19 Untersucht wurden Einführungsbücher in die Erwachsenenbildung/Weiterbildung, (erwachsenen-)pädagogische Nachschlagewerke und die schriftlichen Dokumentationen der Jahrestagungen der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft im Zeitraum von 1971–2011.



- Der Diskurs der Erwachsenenbildungswissenschaft ist sowohl auf der Ebene der sich im Diskurs Äußernden (»legitime SprecherInnenposition«) als auch auf der Ebene der Inhalte und Strukturen weitgehend homogen und kann als zirkulär charakterisiert werden.

Die Formation der Erwachsenenbildungswissenschaft lässt sich damit als durchaus problematisch bezeichnen; es lässt sich resümieren: »Die Erwachsenenbildungswissenschaft konstituiert ihren Gegenstand so, dass sie sich selbst im Weg steht« (Rosenberg 2015, S. 174). Insofern versteht sich die Studie als notwendige Problematisierung der Erwachsenenbildungswissenschaft und fragt, wie sich die Disziplin künftig im Spannungsfeld von Wissenschaft, Praxis und Politik (»esoterische« vs. »exoterische« Kreise) verorten, welchem Verständnis von Erwachsenenbildung sie folgen will und wie sie – auch gegenüber Erwartungen und Anforderungen von außen – ihre Eigenständigkeit formuliert und behauptet (ebd., S. 176). Eine solcherart ausgerichtete Untersuchung erlaubt es also, Einsichten in das Funktionieren einer wissenschaftlichen Disziplin zu gewinnen, um so nicht nur mögliche Identitätsprobleme und Blockaden zu diagnostizieren, sondern auch Potentiale herauszustellen und dadurch Perspektiven für die weitere Reflexion und Entwicklung der Erwachsenenbildungswissenschaft zu erlangen.

Zwar zeigt ein Feld immer nur das auf, was innerhalb desselben sag- und denkbar ist, allerdings wird darin zugleich auch das Nicht-Sagbare, ein »konstitutives Außen« (Butler 1995, S. 30), markiert, an das sich wiederum anschließen lässt. Eine solche Perspektive kann eingefahrene Denk- und Argumentationsmuster empirisch aufdecken, in Frage stellen und damit einen Beitrag zum »kritischen Sinnverstehen« (Zeuner 2005, S. 476) der Funktionsweisen und Mechanismen einer wissenschaftlichen Disziplin leisten. Denn die diskurstheoretisch begründete Einsicht, dass Wissen bzw. »Wahrheit« (sprachlich) konstruiert und nicht »natürlich« gegeben sind, ist dabei eine sehr ermächtigende Idee: Daraus folgt, dass Wissen bzw. »Wahrheit« erst im Prozess der »Wahrheitsfindung« entstehen, potentiell also unabgeschlossen sind.<sup>20</sup> Und wenn Wissen bzw. »Wahrheit« konstruiert sind, können sie immer auch anders sein. Das Wissen um diskursive Regularitäten lässt sich demnach immer auch gegenhegemonial wenden, d.h. gegen vorhandene Machtstrukturen (Parr 2008, S. 236). Insofern kann Diskursanalyse als ein Mittel der Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse bzw. disziplinärer Grammatiken verstanden werden (Wrana 2006, S. 146). Die Instabilität und Kontingenz von (disziplinären) Diskursen eröffnet so auch die Möglichkeit des Streits im positiven Sinne. Denn dadurch, dass etwas problematisiert wird, wird es auch gestaltbar: »Im günstigsten Fall steigt die Reflexivität innerhalb des [untersuchten] Feldes und damit die Möglichkeit, die eigenen Logiken der Wissensproduktion [z.B.] gegenüber politisch definierten Erkenntnisinteressen besser behaupten zu können« (Fegter et al. 2015, S. 45). Insofern kann eine »Wissenschaftsforschung

20 An dieser Stelle lässt sich auch auf die Handlungsmacht der AkteurInnen verweisen, auf die insbesondere Bourdieu insistiert, der sich aber auch Foucault nicht verschließt. So ist das Subjekt auch bei Foucault nicht vollkommen determiniert. Die Unabgeschlossenheit von Diskursen verweist auf Möglichkeiten des performativen Handelns bzw. Eingreifens von Subjekten (Bublitz 2011, S. 276).

als Diskursforschung« als eine Perspektive mit einer – durchaus positiv konnotierten – »destruktiven Kraft« (Rieger-Ladich 2010, S. 239) bezeichnet werden, die das Selbstverständliche fragwürdig macht und aufzeigt, dass Geschichte *nicht* alternativlos, Gegenwart *nicht* selbstverständlich ist (ebd.).

## Literatur

- Barlösius, E. (2012): Wissenschaft als Feld. In: Maasen, S./Kaiser, M./Reinhart, M./Sutter, B. (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftssoziologie. Wiesbaden: VS, S. 125–135.
- Bourdieu, P. (1998): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. (2013): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, H. (2011): Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS, S. 245–282.
- Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin-Verlag.
- Chołuj, B. (2007): Einführung: Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis. In: Chołuj, B./Joerden, J. C. (Hrsg.): Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 11–18.
- Eickhorst, A./Steinforth, H. (1991): Die pädagogische Wissenschaft in ihrer Literatur – Handbücher, Lexika, Periodika. In: Roth, L. (Hrsg.): Pädagogik. Handbuch für Studium und Praxis. München: Ehrenwirth, S. 68–86.
- Fegter, S./Kessl, F./Langer, A./Ott, M./Rothe, D./Wrana, D. (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Theorien, Methodologien, Gegenstandskonstruktionen. In: Fegter, S./Kessl, F./Langer, A./Ott, M./Rothe, D./Wrana, D. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: VS, S. 9–55.
- Fleck, L. (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1983): Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Forneck, H. J./Wrana, D. (2009): Professionelles Handeln und die Autonomie des Feldes der Weiterbildung. In: Frieberthäuser, B./Rieger-Ladich, M./Wigger, L. (Hrsg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. Wiesbaden: VS, S. 175–189.
- Foucault, M. (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2003): Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, 02. Dezember 1970. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (2005): Schriften. Viertes Band (1980–1988). Herausgegeben von D. Defert und F. Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hilbig, H./Schumann, K. (2015): Die Rolle von Lehrbüchern in Ludwik Flecks Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. In: Kauder, P./Vogel, P. (Hrsg.): Lehrbücher der Erziehungswissenschaft – ein Spiegel der Disziplin? Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 43–50.
- Hof, C. (2009): Lebenslanges Lernen. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hofstetter, R./Schneuwly, B. (2002): Einleitung. Entstehung und Entwicklung der Erziehungswissenschaft. Herausforderungen und aktuelle Fragen. In: Hofstetter, R./Schneuwly, B. (Hrsg.): Scince(s) et l'éducation 19<sup>e</sup>-20<sup>e</sup> siècles. Entre champs professionnels et champs disciplinaires. Erziehungswissenschaft(en) 19.–20. Jahrhundert. Zwischen Profession und Disziplin. Frankfurt am Main und Berlin: Peter Lang, S. 33–73.

- Jäger, S. (2011): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Theorien und Methoden. Band1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS, S. 91–124.
- Kajetzke, L. (2008): Wissen im Diskurs. Ein Theorievergleich von Bourdieu und Foucault. Wiesbaden: VS.
- Keiner, E. (2011): Disziplin und Profession. In: Kade, J./Helsper, W./Lüders, C./Egloff, B./Radtke, F.-O./Thole, W. (Hrsg.): Pädagogisches Wissen. Erziehungswissenschaft in Grundbegriffen. Stuttgart: Kohlhammer, S. 199–210.
- Keller, R. (2011a): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011b): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2012): Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 69–107.
- Keller, R. (2013): Wissenssoziologische Diskursforschung. In: Felder, E. (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin: De Gruyter, S. 197–224.
- Kirschner, H. (2014): Karin Knorr Cetina: Von der Fabrikation von Erkenntnis zu Wissenskulturen. In: Lengersdorf, D./Wieser, M. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Science and Technology Studies. Wiesbaden: VS, S. 123–132.
- Knorr-Cetina, K. (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kossack, P. (2018): Zur Selbstveränderungsmöglichkeit der Subjekte. Bildung, Lebenslanges Lernen und Kompetenz(-entwicklung). In: Hof, C./Rosenberg, H. (Hrsg.): Lernen im Lebenslauf. Theoretische Perspektiven und empirische Zugänge. Wiesbaden: VS, S. 163–179.
- Krais, B. (2000): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse, Theoretische Sondierungen. In: Krais, B. (Hrsg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt am Main und New York: Campus-Verlag, S. 31–54.
- Kuhn, T. S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Laitko, H. (1999): Disziplinengeschichte und Disziplinverständnis. In: Peckhaus, V./Thiel, C. (Hrsg.): Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplinengeschichtsschreibung. München: Fink, S. 21–60.
- Latour, B. (1987): *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge: Mass.
- Latour, B./Woolgar, S. (1986): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton: Princeton University Press.
- Lüders, M. (2012): Der Unterrichtsbegriff in pädagogischen Nachschlagewerken. Ein empirischer Beitrag zur disziplinären Entwicklung der Schulpädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik 58(1), S. 109–129.
- Möller, T. (2007): Kritische Anmerkungen zu den Begriffen Denkkollektiv, Denkstil und Denkverkehr – Probleme der heutigen Anschlussfähigkeit an Ludwik Fleck. In: Cholu, B./Joerden, J. (Hrsg.): Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 397–413.
- Parr, R. (2008): Diskurs. In: Kammler, C./Parr, R./Schneider U. J. (Hrsg.): Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart und Weimar: Metzler, S. 233–237.
- Potter, J./Wetherell, M. (1995): Soziale Repräsentationen, Diskursanalyse und Rassismus. In: Flick, U. (Hrsg.): Psychologie des Sozialen. Repräsentationen in Wissen und Sprache. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 177–199.

- Radeiski, B. (2015): Konstitution von Denkkollektiven und kollektive Selbstvergewisserung durch abgrenzende Metadiskurse: Was kann die aktuelle Diskursforschung von Ludwik Flecks Theorie der Denkstile lernen? In: Kämper, H./Warnke, I. H. (Hrsg.): *Diskurs – Interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven*. Berlin: de Gruyter, S. 359–375.
- Radeiski, B. (2017): *Denkstil, Sprache und Diskurse. Überlegungen zur Wiederaneignung Ludwik Flecks für die Diskurswissenschaft nach Foucault*. Berlin: Frank und Timme.
- Raffnsoe, S./Gudmand-Høyer, M./Thaning, M. S. (2011): Foucault. Studienhandbuch. Paderborn: Fink.
- Reinisch, H. (2009): Über Nutzen und Schaden des Philosophierens über das Selbstverständnis der Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Anmerkungen aus wissenschaftssoziologisch inspirierter Sicht. In: *bwp@ Berufs- und Wirtschaftspädagogik – online*, Ausgabe 16, S. 1–17, [http://www.bwpat.de/ausgabe16/reinisch\\_bwpat16.pdf](http://www.bwpat.de/ausgabe16/reinisch_bwpat16.pdf) (Abruf am 26.7.2016).
- Rieger-Ladich, M. (2010): Gedächtnis der Kämpfe. Neue Impulse für die Disziplingeschichtsschreibung. In: Dietrich, C. (Hrsg.): *Die Aufgabe der Erinnerung in der Pädagogik*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 227–243.
- Rosenberg, H. (2015): *Erwachsenenbildung als Diskurs. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion*. Bielefeld: transcript.
- Rosenberg, H./Hoffmann, N. (2017): Generationsbezüge im Kontext der ›Sektion Erwachsenenbildung‹. Ein Gedankenexperiment im Anschluss an Ludwik Fleck. In: Dörner, O./Iller, C./Pätzold, H./Franz, J./Schmidt-Hertha, B. (Hrsg.): *Biografie – Lebenslauf – Generation*. Schriftenreihe der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 47–58.
- Rothland, M. (2008): *Disziplingeschichte im Kontext. Erziehungswissenschaft an der Universität Münster nach 1945*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Schäfer, L./Schnelle, T. (1980): Einleitung. Ludwik Flecks Begründung der soziologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaftstheorie. In: Fleck, L.: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Mit einer Einleitung herausgegeben von L. Schäfer und T. Schnelle. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. VII–XLIX.
- Schäfer, L./Schnelle, T. (1983): Die Aktualität Ludwik Flecks in Wissenschaftssoziologie und Erkenntnistheorie. In: Fleck, L.: *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9–34.
- Schimank, U. (2012): Wissenschaft als gesellschaftliches Teilsystem. In: Maasen, S./Kaiser, M./Reinhart, M./Sutter, B. (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: VS, S. 113–123.
- Schlünder, M. (2005): Flüchtige Körper, instabile Räume, widersprüchliche Theorien: Die produktive Vagheit der Erkenntnistheorie Ludwik Flecks und die Geschichte der Reproduktionsmedizin. In: Egloff, R. (Hrsg.): *Tatsache – Denkstil – Kontroverse. Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck*. Zürich: Collegium Helveticum, S. 57–62.
- Schmidgen, H. (2011): *Bruno Latour zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Schnelle, T. (1982): *Ludwik Fleck – Leben und Denken. Zur Entstehung und Entwicklung des soziologischen Denkstils in der Wissenschaftsphilosophie*. Freiburg: Hochschulverlag.
- Schwab-Trapp, M. (2011): Diskursanalyse. In: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.): *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen und Farmington Hills: Budrich, S. 35–39.
- Stichweh, R. (1993): Wissenschaftliche Disziplinen: Bedingungen ihrer Stabilität im 19. und 20. Jahrhundert. In: Schriewer, J./Keiner, E./Charle, C. (Hrsg.): *Sozialer Raum und akademische Kulturen. A la recherche de l'espace universitaire européen. Studien zur europäischen Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Etudes sur l'enseignement supérieur aux XIXe et XXe siècles*. Frankfurt am Main und Berlin: Lang, S. 235–250.
- Stichweh, R. (1994): *Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Szurawitzki, Michael (2016): Entsteht der finnische sprachwissenschaftliche Denkstil aus dem deutschen? Ludwik Fleck als missing link. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 117, S. 49–61.

- Werner, S./Zittel, C. (2011): Einleitung. In: Fleck, L.: Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse. Herausgegeben und kommentiert von S. Werner und C. Zittel unter Mitarbeit von F. Stahnisch. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9–38.
- Winnacker, E.-L. (2004): Die neue Art der Interdisziplinarität. In: forschung. Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft 3-4, S. I–VIII.
- Wrana, D. (2006): Das Subjekt schreiben. Reflexive Praktiken und Subjektivierung in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Zeuner, C. (2005): Historische Orientierung der Erwachsenenbildungsforschung. In: Zeitschrift für Pädagogik 51(4), S. 465–479.

*Anschrift:*

Dr. Hannah Rosenberg  
Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz  
Institut für Pädagogik, Abteilung Pädagogik  
Universitätsstraße 1  
D-56070 Koblenz  
Mail: rosenberg@uni-koblenz.de

Jan Zienkowski

## Challenging Nationalist Definitions of Racism

### Critical Discursive Interventions in the Flemish Debates about Racism's Relativity

**Zusammenfassung:** Der folgende Artikel plädiert für einen Kritikbegriff, der Kritik als öffentlichen Meta-Diskurs konzipiert, welches es Subjekten ermöglicht, all jene Logiken und Rationalitäten, die soziales Leiden verursachen, zu erkennen, zu re-artikulieren und zu re-konfigurieren. Veranschaulicht wird dies anhand einer Analyse der spezifischen Kritikformen bzw. -modi innerhalb der von flämisch-nationalistischen Politikern initiierten Debatte um die vermeintliche Relativität von Rassismus. Die Analyse dieser Debatte orientiert sich hierbei an einer interpretativen und funktionalen Konzeption der Diskursanalyse. Für diese Analyseheuristik ist eine Operationalisierung des poststrukturalistischen Artikulationskonzepts zentral. Im Zuge der Untersuchung werden verschiedene Arten und Weisen der kritisch-diskursiven Intervention in diese Debatte identifiziert. Dadurch können gleichsam die Grenzen bzw. Grenzmarker der »Rassismus-ist-relativ-Debatte« skizziert werden: hegemoniale Ansprüche, ideologische und metalinguistische De-Legitimierungen sowie Konkretisierungsstrategien. Die identifizierten kritischen Interventionen wurden von einer Vielzahl unterschiedlicher Akteure (Bürger, Aktivisten, Wissenschaftler und Politiker) innerhalb verschiedenster Medienpublikationen, im Zeitraum zwischen 2013 und 2015, artikuliert. Die Grenzen politischer Interpretationsräume werden von sozialen Akteuren durch dieses Spiel diskursiver Interventionen verhandelt und herausgefordert. Der folgende Artikel veranschaulicht, dass die meisten Kritiken der Behauptung, Rassismus sei relativ, die diesem rassistischen Diskurs zugrundeliegenden Logiken und Artikulationsformen nicht radikal genug herausfordern bzw. untergraben. Auf theoretischer Ebene sollte er zudem DiskursforscherInnen für die Differenzierung spezifischer Kritikmodi sensibilisieren, da nur durch eine solche differenzierende Identifizierung die komplexen Artikulationsformen einer öffentlichen Debatte angemessen analysiert werden können. *Schlagwörter:* kritisch-diskursive Interventionen, Hegemonie, Ideologie, Metadiskurse, interpretative Analytik, Rassismus

**Abstract:** This paper proposes a notion of critique as a public metadiscourse that allows subjects to recognize, rearticulate and/or reconfigure the logics and rationalities that lead to social suffering. It analyses the way critique operates in a controversy triggered by Flemish nationalist politicians who claim that racism is [a] relative [concept]. The author proposes to analyse the associated debate by means of an interpretive and functional discourse analysis. This heuristic operationalizes the poststructuralist concept of articulation. The author identifies different types of critical discursive intervention (CDI) that delineate the boundaries of the racism-is-relative debate: hegemonic claims, ideological disqualifications, metalinguistic disqualifications, and concretization strategies. Such interventions have been articulated by citizens, activists, academics, and politicians across a variety of mostly written media between 2013 and 2015. It is through the play of discursive interventions that social actors challenge and negotiate political boundaries for interpretation. The article demonstrates that most critiques on assertions of racism being [a] relative [concept] do not undermine the logics and rationalities informing racism-is-relative discourse. It also shows that discourse analysts need to differentiate between different modes of critique in order to examine the complex acts of rearticulation that take place in any debate. *Keywords:* Critical Discursive Interventions (CDI), hegemony, ideology, metadiscourse, logics, interpretive repertoires, racism

## Introduction: Discourse on Racism as [a] Relative [Concept]

The year 2013 was marked by an important innovation in the Flemish debates on racism. The right wing Flemish nationalist New Flemish Alliance (N-VA) developed a discourse wherein it proclaimed that racism is a relative concept and/or that racism is relative *tout court*. The debate started with a newspaper interview with N-VA politician Liesbeth Homans:

»Racism is a relative concept. I deplore that the word is used so quickly today. Is there still racism? Probably yes. On the part of the autochthon population with respect to the allochthon population? Probably yes. The other way around? That too. But today, racism is mostly used as an excuse for personal failure.« (Homans quoted in Homans and De Ridder 2013)

In a previous article I have provided an in-depth analysis of the N-VA statements on racism as a] relative [concept] (Zienkowski 2017b). Here I will focus on the articulation of critique levelled at racism-is-relative discourse by analysing the types of discursive intervention involved. This analysis resulted in a classification of different types of critique including: structural intellectual critiques; hegemonic claims; ideological disqualifications; metadiscursive disqualifications and concretization strategies. Together, these two articles provide an exhaustive overview of the political arguments, logics and modes of critique that structure the debate on racism's relativity in Flanders in mainstream news sources.

It is useful to start with a summary of my first article. By asserting that racism is [a] relative [concept], Flemish nationalist politicians and voters of the N-VA draw upon the interpretive repertoire of new realism (Wetherell 1998; Prins/Saharso 2010; Prins 2002) and on widespread neoliberal and culturalist logics (Lentin 2014; Maly 2012, 2016). The overall function of this assertion is to reserve the signifier of racism for discrimination on the basis of race and/or descent. It blocks delegitimizes critical, academic, and anti-racist interpretive repertoires that include notions such as structural racism, cultural or neo-racism (Balibar 1991; Romm 2010), racism as an ideology (Van Dijk 2000), entitlement racism (Essed/Hoving 2014) or racism as white privilege (McIntosh 2012; Rothenberg 2015). Assertions of racism as [a] relative [concept] thus pre-empt anti-racist and ›politically correct‹ modes of critique (Zienkowski 2017b, S. 161 f.).

The N-VA acknowledges the existence of racism when it distances itself from the raw racist discourse of the Flemish Interest (Dutch: Vlaams Belang / VB). It also acknowledges the existence of racism when framed as a consequence rather than as a cause of problems associated with minorities. However, its politicians relativize racism whenever accusations of racism threaten the positive self-image of the party or of Flemish national identity (Van Dijk 1992). Racism-is-relative discourse is part of a wider right-wing backlash against multiculturalism within and beyond Europe (see Vertovec/Wessendorf 2010). It draws upon the repertoire of new realism as described by Prins:



»[A new realist is] someone who dares face the facts, who speaks frankly about ›truths‹ that the dominant discourse has supposedly covered up. [...] Second, a new realist sets himself up as the spokesperson of the ordinary people, that is, the autochthonous population. [...] A third characteristic of new realism is the suggestion that realism is a characteristic feature of a Dutch identity: being Dutch equals being frank, straightforward and realistic. A fourth and final feature of new realism is its resistance to the left. New realists find it is high time to break the power of the progressive elite that dominates the public realm with its politically correct sensibilities regarding fascism, racism and intolerance.« (Prins 2002, S. 368 f.)

New realism has nothing to do with philosophical realism. It is an interpretive repertoire popular among populists who oppose the delusional advocates of multicultural utopia. New realists call for a ›no-nonsense‹ approach to diversity. They claim ›to break with taboos‹, ›to call a spade a spade‹, and detest any form of left wing informed ›political correctness‹. In Flanders and in the Netherlands the tropes of new realism have spread all across the political spectrum. In talk about Islam it has arguably become the norm (De Cleen 2006; Jacobs/Rummens 2003; Maly 2009).

Those who claim that racism is relative politicize racism as an unjust accusation aimed at well-meaning Flemish by politically correct elites and oversensitive minority members. At the same time they depoliticise racism as a responsibility for those in government. According to the N-VA, racism is a deplorable but natural response of the population to transgressions committed by minority members who are unwilling to take the opportunities offered to them. The only way to combat racism is to shake people out of the social security net and to activate them in the labour market through a neoliberal reform of the social security system. Its understanding of racism ties in with the party's neoliberal political rationality and with its culturalist logic (Zienkowski 2017b, S. 161 f.).

N-VA politicians only describe racism as real when it is understood as discrimination on the basis of skin colour or descent or as a logical consequence of communities that do not mingle with the Flemish mainstream. Its discourse is grounded in a nationalist and culturalist logic that homogenizes and reifies culture as the main explanative factor of social and political conflict (ebd., S. 159 f.). The assertion that racism is [a] relative [concept] was not innovative because it introduced a radically new idea in the Flemish public sphere. We are not so much dealing with a discursive shift as with a statement that crystallized a whole set of attitudes regarding culture, race and (anti-) racism that have been circulating in Flanders for decades. Moreover, even though the claim that racism is relative seems to be specific to Flanders its relevance exceeds this context because it draws on discursive patterns that can be found in populist projects across Europe and beyond.

I will focus on the way assertions of racism being close the parenthesis [a relative [concept] have been (re-) articulated by critical voices in the debate. By identifying different types of critical discursive intervention (CDI), I seek to assess how knowledge about racism is (not) being re-articulated in the public realm. Common sense knowledge about racism on the one hand and academic or activist knowledge on the other hand clash in this debate. In spite of the debate that followed N-VA assertions of racism's rela-

tivity, many critiques get stuck at a relatively superficial level and do not undermine the logics and rationalities informing racism-is-relative discourse.

This article starts with a description of my heuristic. I will then outline the notion of CDI and present five types of CDI: structural intellectual critiques; hegemonic claims; ideological disqualifications; metadiscursive disqualifications; and concretization strategies. This classification clarifies the structure of the debate and shows that discourse analysts need to pay attention to different modes of critique if they are to identify the boundaries of what can or cannot be said in public debates in general.

## **An Interpretive and Functional Heuristic for Analysing Critical Voices in the Public Realm**

I will rely on an interpretive and functional mode of discourse analysis grounded primarily in poststructuralist discourse theory and in linguistic pragmatics in order to identify different modes of critical discursive intervention in the N-VA's racism-is-relative discourse. As such, my heuristic is based on a notion of discourse understood as a multi-dimensional articulatory practice (Zienkowski 2017a, S. 91 ff.). Poststructuralist discourse theorists argue that articulation implies a practice of combining semiotic elements in a way that modifies their respective meanings (Laclau/Mouffe 1985, S. 105). Discourse allows us combine discursive elements according to linguistic and non-linguistic rules structured at all levels of discourse – from the phonological and grammatical levels up to the levels of argumentation, narrative and rationality. Discourse allows us to articulate ourselves to ourselves, to others and to the world in acts of communicative performance. It often includes language use but may also include gestures, visuals and institutionalized practices (Verschuere 2011; Glynos/Howarth 2007; Zienkowski 2017a). I will focus mostly on written discourse but agree that text is only one mode through which social and political relationships get re-articulated into historically specific formations.

Discourse theorists argue that every stage in the research process from the collection of data to the writing of an article involves acts of re-articulation that impact on the meaning(s) of the discourse under investigation (Howarth 2005). I contribute to this idea by developing an interpretive and functional heuristic (Zienkowski 2017b, S. 213 f.). We can investigate the processes of rearticulation that structure public discourse by focusing on functional relations between semiotic forms, the practices in which they are embedded, as well as the metadiscursive positioning of interlocutors in large-scale discursive networks.

I have made use of the CAQDAS package NVIVO in order to identify: (a) the voices (re-) articulating statements on racism's relativity; (b) implicit and explicit concepts of racism deployed by these voices; and (c) the types of critique uttered by the voices in question. Coding is neither a necessary nor a sufficient procedure for doing discourse analysis but it does allow for a systematic identification of relevant discursive elements and structures. From a discourse analytical point of view, coding can be defined as a prac-

tice of re-articulation through which researchers attempt to arrest flow of meaning in an attempt to answer their research questions.

In a first round of coding I coded utterances reflecting on assertions about racism being [a] relative [concept]. In the same round, I also coded implicit and explicit definitions of racism and the polyphonic voices involved. In a second round of coding five overarching de-legitimization strategies were identified leading to the five categories of critical discursive intervention that have delineated the limits of the debate (see further). I thereby work with a polyphonic theory of voice and subjectivity (see Zienkowski 2017b, S. 144 ff.). To be more precise, I coded the enunciated voices involved. Enunciations or utterances are littered with discursive beings called enunciators that do not necessarily correspond with the identity of the speaking subject (Ducrot 1984, S. 198–206; Anscombre 2009, S. 16 ff.; Roulet 2011). Enunciators do not necessarily ›talk‹ in the strict sense of the word. More often than not, they cannot even be assigned concrete words or utterances (Maingueneau 1991, S. 128). An example may be in order:

Responding to the racism-is-relative controversy, Thomas Decreus acknowledged that the meaning of the signifier racism shifts over time. He wrote that »racism is of course relative« in a semiotic sense and continued as follows:

»But the experience of racism is not relative. Whoever stands in front of the closed doors of a discotheque, doesn't find a house or an apartment, or is called names in the street, does not have a ›relative‹ experience. No more relative are the numerous investigations that prove the structural discrimination on the housing and labour market. Those are hard figures based on solid facts.« (Decreus 2015)

Even this short text contains multiple enunciators or voices. Decreus rearticulated the voices of those who assert that racism is relative in order to oppose this statement. Doing so he also included the voices of those who engage in racist name-calling and those of the researchers producing reports on structural discrimination. The segment has been coded for several explicit and implicit definitions of racism that play a role in this polyphony: »racism as an objective experience«, »racism as a structural problem«, »racism as a reality« and »racism as relative«. The strategies used in order to delegitimize racism-is-relative discourse include: »reference to experience with racism by others« and »reference to institutional sources of authority« (the research reports). As we will see, both coded segments fall under the header of a mode of critical discursive intervention that operates through a strategy of concretization.

The presence of N-VA voices in the debate is not a consequence of N-VA politicians being particularly present in the media as such. Homans authored only one article on racism's relativity and she appears only four times as an interviewee in interviews that touch on this debate between 2013 and 2016. N-VA chairman Bart De Wever did not author a single article on this issue and he only appeared once as an interviewee in a TV-interview touching upon this debate (see Zienkowski 2017b). Nevertheless, their voices echo strongly in the voices of their opponents. In order to oppose themselves to the N-VA approach to racism, critics rearticulated the N-VA

voices, paradoxically contributing to the viral diffusion of their discourse. I will therefore treat the utterances under investigation as ensembles of nested voices chained together in the light of their argumentative value (Angermüller 2011, S. 2994). In order to understand the racism-is-relative debate one needs to understand how critical voices rearticulated N-VA assertions on racism.

As I mentioned before, I developed the notion of critical discursive intervention (CDI) in order to identify the different modes of critique directed at assertions of racism's relativity. Discursive Interventions are public articulations of discourse that aim to destabilize political opponents and their discursive projects. I reserve the label of *Critical Discursive Interventions* (CDI) for interventions aiming to destabilize discursive rationalities that inform or legitimize practices that (re-) produce inequality and/or social suffering.

My approach to the discourse of critical intervention is interpretive because it focuses on the metadiscursive dimension of discursive practice. It is functional because it stresses that any re-contextualization of a signifier such as racism implies a change in the meaning of the term (Zienkowski 2017b, S. 403 f.). The coding process described above allowed me to ask the following interpretive and functional research questions that form the focal points of this discourse analysis.

- What functions do CDI's into assertions of racism being [a] relative [concept] perform in relation to the implicit and explicit definitions of racism used?
- What functions do CDI's into assertions of racism being [a] relative [concept] perform in relation to the interpretive repertoires and logics informing Flemish nationalist assertions on racism's relativity?
- What functions do CDI's into assertions of racism being [a] relative [concept] perform in relation to the discourse and the political project of the New Flemish Alliance?

I have analysed all articles matching the Boolean query »racism AND relative« (Dutch: »racisme EN relatief«) in the GoPress database that contain statements about racism being [a] relative [concept] published between August 14<sup>th</sup> 2013 (when Homans coined this idea in *De Standaard*) and April 27<sup>th</sup> 2015 (the day of the search). All quotes are translations from Dutch. The corpus contains 81 articles from news sources *Belga*; *De Morgen*; *De Standaard*; *De Tijd*; *GvA*; *Het Laatste Nieuws*; *Het Nieuwsblad*; *Humo*; *'t Pallieterke*; *Trends*; *Mo\** and *Knack*. I also included all articles that matched the query »racisme is relatief« (English: racism is relative) on the website of the Flemish public broadcasting company (VRT), the website of the online left-wing news channel *DeWereldMorgen*, and the website of the anti-racist organization *Kif Kif*. In addition, six articles that were indispensable for understanding specific episodes of the debate and a transcription of a TV interview with Bart De Wever were added.

The corpus contains 173 coded re-articulations of Homans' voice in 54 articles. Bart De Wever's voice is coded 127 times in 30 sources. The voices of Homans and De Wever mostly appear in the form of direct and indirect reported speech. Critics include politicians, media figures, academics, activists and citizens. No dominant voice can be singled

out. I coded all voices articulating statements on racism, the implicit and explicit definitions involved, as well as the modes of critique these voices engaged in by means of NVIVO for Mac. This allowed me to investigate relevant interpretive and functional relationships between these coded segments of text. It also allowed for a bottom-up identification of the five types of CDI that delimit the debate (Saldaña 2013).

My own approach is grounded mostly in poststructuralist and pragmatic approaches to discourse but I consider my heuristic to be compatible with several other approaches in the field of critical discourse studies including varieties of post-foundational discourse analysis; the more constructivist varieties of CDA; and the sociology of knowledge approach to discourse (SKAD).

### Critical Discursive Interventions (CDI's)

By focusing on critical discursive interventions (CDI's), I will demonstrate how actors delineate and challenge the metadiscursive boundaries of mediatized debates. Societies are shaped through a multiplicity of interventions that destabilize existing identities, practices, institutions and discourses and highlight their contingencies. Homans' statements constitute a type of discursive intervention as well. Her statements are clearly marked by a mode of critique that rejects social scientific and left wing pre-constructs of racism. Moreover, the interpretive repertoire of new realism in which her statements are embedded is highly reflexive and critical of multiculturalism. In another sense, N-VA discourse on racism is decidedly uncritical however. It rejects the idea of racism as a problem of structural inequality, domination and other modes of power. I choose to reserve the notion of *critical* discursive intervention (CDI) for modes of intervention that take such issues seriously.

Not all critique is equally complex, effective or thorough. Reisigl and Wodak distinguish between (1) text- or discourse immanent critique highlighting contradictions within the internal structure of a text or discourse; (2) socio-diagnostic critique in which the critic takes a normative point of view in order to demystify propagandist discursive practices; and (3) prognostic or retrospective critique that seeks to transform a current state of affairs through an engagement linked to guiding principles such as human rights (Reisigl/Wodak 2001, S. 88). The first type of critique is a sort of discourse-internal critique but the two other types are grounded in discursive norms and values external to the discursive practice under investigation.

Herzog argues that discourse studies should aim to develop society-immanent critiques that challenge the logics and forms of government that inform social suffering. Following Axel Honneth, he proposes to ground social critique normatively in the human capacity to experience disrespect in response to processes of misrecognition (Herzog 2016, S. 46 ff.). Inspired by Foucault, he proposes to think of critique as (4) »the social will not to be governed like that«, or »the will not to be governed contrary to the norms and values of a society« (ibid., S. 57). The goal is not to make one's critique coincide with society's self-description. Societies and individuals can be racist colonial and xenophobic

entities (ebd.). The point is rather that societies can be criticized on the basis of their self-proclaimed values:

»If we are aiming not only at corrective critique but also at real, transcending social critique, we furthermore must relate the critique to the fundamental social structure. [...] A world in which liberty, equality and solidarity are completely unfolded, or, to continue to use the language of Recognition Theory, in which everybody receives emotional support and care, cognitive attention as a person with equal rights, and social esteem of their particular characteristics, without doubt would be a world with a reproduction mode fundamentally different from the one we know.« (Herzog 2016, S. 155)

I therefore propose to think of critique as (5) a public type of metadiscourse that allows subjects to partially recognize, rearticulate and/or reconfigure the political rationalities that legitimate inequalities, injustices and social suffering.

The voices involved in the racism-is-relative debate articulate different degrees of critical awareness. Some critics limit themselves to a critique of word-choice or to a critique of a particular argument deployed by the N-VA. Others – a minority of which is known to be familiar with discourse analysis and/or other forms of social scientific critique – address more complex patterns.

CDI's may problematize isolated elements of identities, practices and discourses but can also destabilize the very logics and rationalities that generate social suffering. Rationalities should be understood as governing forms of normative reason that are both anterior for political action and a condition for it (Brown 2015, S. 115). They are logics that configure the relationships between our identities, subject positions, statements, practices, key words and narratives, tying these discursive elements into a web that provides our social experience with some degree of coherence and that shapes our sense of self, society and politics (Glynos/Howarth 2007, S. 404; Zienkowski 2017a). CDI's have to be performed reflexively and publicly in order to maximize their transformative potential.

## Critical Discursive Interventions into N-VA Discourse on Racism's Relativity

Academic concepts such as neo-racism, cultural racism, or entitlement racism do not travel well in Flanders. There is no long-standing tradition of sophisticated discussions on racism. Neither within nor outside of anti-racist movements (see Detant 2005). There is no consensus within the global academic community as to what counts as racism either. However, racism can always be described in terms of an articulatory practice. It can be understood as a particular mode of fixing social and political relationships, the meanings that inform the inequalities and hierarchies involved, and the power structures supporting these. The meanings of the signifier »racism« itself shift together with the ele-



ments it is articulated with (e.g. concepts taken from nationalist, sexist or culturalist discourses) (Miles 1993 cited in Laclau/Mouffe 1985, S. 7; Reisigl/Wodak 2001).

I will discuss five types of CDI that challenge assertions of racism as [a] relative [concept] in Flanders: (1) structural intellectual critiques; (2) hegemonic claims; (3) metalinguistic disqualifications; (4) ideological disqualifications; and (5) and concretization strategies. By discussing the definitions of racism involved, the extent to which these interventions challenge the discursive patterns informing assertions of racism as [a] relative [concept], and the degree to which they potentially destabilize the project of the New Flemish Alliance, I show how my heuristic can be used in order to analyse the metadiscursive boundaries of mediatised debates. However, it is useful to provide a brief summary of the implicit and explicit definitions of racism found in articles containing critiques on racism's relativity first. The codes »racism as relative« and »racism as reality« are obviously the most common descriptions of racism found. The majority of voices in the mediatised debate do not subscribe to racism as relative, but this understanding of racism did centre the debate and is therefore omnipresent. Moreover, in some cases Homans supports the notion of racism as a reality. N-VA politicians agree that some forms of racism should be rejected and combatted: racism as discrimination on the basis of skin colour and race; racism as the radical right discourse of the VB; racism as a sad and painful experience; racism as normal; racism as exclusion. The most common definitions that ground critiques of N-VA assertions about racism being [a] relative [concept] include: »racism as a normalized everyday practice«; »racism as a crime«; »racism as a structural problem«; and »racism as a political responsibility« (see Zienkowski 2017b).

The scarcity of theoretically substantiated critique in the racism-is-relative debate explains why only one article addresses the relation between N-VA's neoliberalism and its stance on racism. Among the least common descriptions of racism we find: racism as ideology; racism as linked to class; racism as linked to gender; racism as linked to colonialism; racism as pseudo-science; racism as a historically changeable concept; racism as anti-democratic discourse and politics; and racism as anti-Enlightenment. Even though the racism-is-relative debate has clearly put the issue of racism into the limelight, the debate about its »reality« and »relativity« has not really led to a discussion of what it means to be racist in Flanders today.

### CDI Type 1: Structural Intellectual Critiques

A first type of CDI consists of attempts to name and destabilize the discursive patterns that legitimate inequality, injustice and/or social suffering. It is the type of critique through which social actors use their voices in order to recognize, problematize, rearticulate and/or reconfigure the rationalities or logics that structure social and political problematics.

This type of critique is structural in the sense that it does not only problematize isolated statements, identities, practices or institutions but seeks to address the processes and patterns that give rise to them in the first place. It is also intellectual because its artic-



ulation requires high degrees of historical, sociological and/or philosophical awareness and access to specific stocks of knowledge (Keller 2011, S. 49). Structural intellectual critiques require knowledge of abstract modes of analysis and context-specific knowledge about the object of critique.

Discourse analysis itself can be considered as a form of intellectualization. The analysis presented in my first article offers a structural and intellectual critique grounded upon poststructuralist and linguistic pragmatic understandings of discourse. Similar modes of critique have been articulated by other academics in alternative online media channels but are almost completely absent in mainstream sources.

Referring to his discourse analytical work, Jan Blommaert addressed the continuities in Flemish nationalist discourses on racism throughout the last few decades (Blommaert/Verschueren 1994, 1998). On an alternative left-wing news forum, he argued for a historicized approach to the debate:

»In media comments on the contested statements of Bart De Wever, one created the impression that this [discourse about racism's relativity] was something new, that De Wever really ›opened the debate‹, ›created room for discussion‹ or ›broke taboos‹. Nothing could be less true. De Wever simply placed himself in a twenty-year old discursive tradition – the tradition of the Flemish and Antwerp far right – and did absolutely nothing new. What he did do, was to take the course that benefited his far right predecessors for years, but that led them to the wrong side of the law and made them loose their political respectability. It is up to civil society to keep this history in mind and to keep track of De Wever's far right acceleration, and to react harshly when necessary. If such statements and their underlying logic were racist in 2004<sup>1</sup>, they are still racist today.« (Blommaert 2015)

Among the continuities identified by Blommaert we find the tropes of new realism and a refusal to engage in radical anti-racism. During the nineties, mainstream politicians feared that radical modes of anti-racism would lead to more electoral successes for the VB. They adopted euphemisms such as ›insecurity‹, ›fear for the unknown‹, ›unfamiliarity‹ whenever they had to explain the racism of the VB electorate. Racism also came to be seen as an extreme but avoidable excess of otherwise normal modes of nationalism. The idea that the VB asks the right questions but gives the wrong answers stems from this period. The same goes for the idea that ›one has to be careful with accusations of racism‹, because racism can be a ›normal‹ fact unconnected to bad intentions, it can just be a ›truth‹ (Blommaert 2015).

Blommaert's article contains a rare example of a theorized notion of racism. With reference to Balibar, he argues that »contemporary racism is a racism aimed at cultural identities, properties, ideas, and behaviours of people – including their religious ideas and behaviours, especially in the case of Islam«. It objectifies »a vague and potentially infinite

1 In 2004, the Flemish Blok (Vlaams Belang) was abolished after a conviction for racism. The VB renamed itself as the Flemish Interest (Vlaams Belang) and continues to operate as such.

whole of features that one may designate as ›culture‹ (Blommaert 2015). Any microscopic aspect of behaviour may therefore become indicative of large-scale problems endemic to the culture of the Other (Blommaert 2015; see also Balibar 1991).

Jan Blommaert is not the only anti-racist activist scholar taking issue with the culturalist logic informing the racism-is-relative trope. Pointing at another Dutch discourse analytical publication – the book ›Cultu(u)r(en)politiek‹ (Maly 2007) – Ico Maly accuses Homans of refusing to accept that ›politics plays a crucial role in feeding racism‹. He considers islamophobia as a contemporary mode of racism and defines racism as follows:

»[...] racism maintains power inequalities. Racist discourses are not just words, they inform the actions of men. These discourses generate inequality and maintain this inequality by representing it as normal (as a key characteristics of its victims, for instance). Discourses necessarily materialize: they structure society.« (Maly 2014)

Maly argues that discrimination on the basis of race is a crime and that the difficulties in proving it in front of a court could be overcome by laws that would allow for mystery shopping in the education system, in the labour market and in the housing market (Maly 2014). Initiatives to create such laws are systematically hindered and/or blocked by the N-VA and most other political parties.

Other CDI's that take this structural intellectual path have pointed at the circular patterns of debates on racism in Flanders. Decreus takes issue with N-VA politicians who try ›to extend the relativity of the concept [of racism] to the experience [of racism]‹ and explains their emphasis on relativity as ›a strategy for not having to take the testimonies and research results about racism seriously, to minimize the utterly serious problem called racism‹ (Decreus 2014). He also pointed out that explaining inequalities with reference to cultural and/or religious difference rather than with reference to socio-economic explanative models, allows for a mode of racism that works in tandem with the neoliberal emphasis on individual responsibility.

Decreus identifies a circular pattern in Flemish debates on racism: (a) a racist incident happens and gets picked up by social media; (b) reproduction by mainstream media; (c) a battle of opinions marked by an intellectualization and whitewashing of the debate; and (d) political indecisiveness. The intellectual battle of opinions tilts the debate to ›a meta-level‹ and ›becomes a debate about the conditions of the debate held by specialized opinion makers‹, thus pushing actually existing racism into the background (Decreus 2015). Decreus admits that his own article could be counted as being part of this dynamic.

A philosophic perspective on racism can be found in an interview with Anya Topolski who distinguishes between racism as an objective structural phenomenon and its subjective experience. In order to start a debate that transgresses static moral positions on alleged racism one needs more than studies that demonstrate the reproduction of racism related privilege and inequality. One also needs stories about experiences with racism such as those shared via Bleri Lleshi's #dailyracism. But even more important is ›a culture of critical reflection‹ (Topolski 2015):

»Only when we are able to consistently criticize ourselves, we will become able to criticize others. When a culture of critical self-reflection emerges, people will engage in the debate on racism in less moral terms. To be called racist or sexist is only painful when you never bothered to think critically about your own position. When nobody questions their own position, conversations about racism and sexism will remain difficult. Everyone will unconsciously take a racist or sexist position at one time or another. It does not make a lot of sense to pass a moral judgement on this. But you do have the moral duty to think about the positions you occupy, to think critically about your own social position.« (Topolski 2015)

Like most people voicing structural intellectual critiques, Topolski considers racism as a subjective (but not relative) experience on the one hand, and as an objective sociological phenomenon on the other hand. Racism may be grounded in a universal human need for categorization, but it is also a historical phenomenon that should be dealt with by developing a reflexive politics with respect to oneself and to the others we engage with (Topolski 2015).

Structural intellectual critique is the most thorough form of critique articulated in the debate on racism's relativity. It is also the least common form and is predominantly found on left-wing online media. CDI's of the structural intellectual variety often involve other types of CDI: (2) hegemonic claims; (3); ideological disqualifications; (4) metalinguistic disqualifications; and (5) concretization strategies.

## CDI Type 2: Hegemonic Claims

CDI's are often articulated as part of (counter-) hegemonic claims. Hegemonic claims should be distinguished from actually established hegemonies. Even though no hegemony can be complete, many political discourses claim a hegemonic status by making absolute claims to common sense and/or to the will of the people. Political actors make hegemonic claims in order to fix their preferred meanings of discursive elements for as many people as possible. They always involve the projection of specific (sets of) values onto a complete society. Hegemonic claims may or may not be articulated in the context of structural intellectual CDI's. Critiques on assertions of racism being relative can be embedded in (counter-) hegemonic claims.

The former director of the Centre for Equal Opportunities and combating Racism (CGKR) provides us with a good example of such a CDI. He played ironically with the repertoire of new realism by blaming Homans for ›not calling a spade a spade‹ and pointed out that the »story of the left, about migration having brought nothing but good things«, is clearly a »self-invented story«. He also criticized the idea that racism does not constitute a crime against humanity while embedding his points in an over-arching hegemonic claim (De Witte cited in De Boeck 2013):

»Racism stands opposed to the values and norms of the Enlightenment and of the human rights that our society likes to take recourse to. These values and norms stipulate that a man, in any given situation, is only judged on the basis of what really matters and that one does not disqualify someone on the basis of skin colour or decent, or on the basis of age, sexual preference, handicap, faith or denomination. Our society claims to fully recognize and protect minority rights and never to abuse its majority in order to impede on these rights.« (De Witte cited in De Boeck 2013)

By claiming the legacy of the Enlightenment for his anti-racist project, De Witte pointed out that Homans' statements contradict the N-VA's self-representation as a defender of Western Enlightenment values in the face of globalization forces and violent extremist versions of Islam. It is surprising that so few critics took this line of attack. De Witte was the only author who turned supposedly hegemonic Enlightenment values and human rights against Homans. The ten most common values articulated in hegemonic claims that oppose N-VA discourse include in descending order: diversity; multilingualism; democracy; human rights; multiculturalism; citizenship; a non-specified set of enlightenment values; multi-religiosity; social cohesion; and superdiversity.

Counterhegemonic claims often involve the construction of an alternative political imaginary. When the Royal Flemish Theater (KVS) decided to stop its collaboration with newspaper *DM* in response to a series of racist publications (see Torfs 2014), a group of activist intellectuals articulated a counter-hegemonic discursive intervention supporting the KVS. The authors wrote how they had been watching »the banalization of racism and the associated discrimination in Flanders with growing amazement« while establishment figures like Liesbeth Homans consider racism to be relative. The article opposes those who accuse the KVS of »McCarthyism« and »political correctness« (Fadil/Rutazibwa/Charkaoui 2014):

»We are those others who also live in Belgium and Flanders and who recognize themselves less and less in the dominant discourse that claims to speak for all inhabitants. It is the ›us‹ of our national football team, the us that has been born in Tielt, Asse, Genk or Molenbeek, born out of ›pure race‹ Flemish or Portuguese parents, [the ›us‹] that has spent part of its childhood in Kisangani or Istanbul and has been busy to honour the 50-year presence of their grandparents over the last twelve months. It is an ›us‹ that has grown up with the normality of a multilingual, multi-religious, multicultural and sexually diverse Flanders, Brussels and Belgium – or not – but that sees this reality as a vision for the future, both for itself and for its children.« (Fadil/Rutazibwa/Charkaoui 2014)

The authors couple their critique of the idea that racism is relative to a more encompassing political project linked to the construction of a new collective ›we‹ and to a normalisation of diversity. Such programmatic hegemonic claims are extremely rare when compared to the strategies of critique discussed below. This scarcity is indicative of the low degree of political awareness in anti-racist discourse manifest in Flemish mainstream media.

### CDI Type 3: Ideological Disqualifications

Many CDI's take the form of ideological disqualifications. Hegemonic claims and ideological disqualifications are not incompatible but it is possible to denounce an actor, statement and/or practice ideologically without articulating an alternative hegemonic project. Ideological disqualifications imply positioning or stance taking. To take a stance on the assertion that racism is [a] relative [concept] means that one positions oneself in relation to this assertion, that one evaluates it, and that one (dis-) aligns oneself with respect to the stances articulated by others in the debate (Du Bois 2007, S. 169 ff.).

Depending on one's position in the ideological field, it is possible to use particular labels and arguments in order to disqualify (the statements of) opponents. The enunciation of ideological labels such as ›extreme right‹, ›racist‹, ›neoliberal‹, ›populist‹ or ›nationalist‹ in disqualifications of the racism-is-relative trope leaves traces of one's own subjectivity. Christian Democratic politician and anti-racist activist Youssef Kobo disqualifies De Wever ideologically by associating him with the chairman of the VB: »Is there still a difference between Bart de Wever and Filip Dewinter? Both spread the same racist and populist nonsense« (Kobo 2013).

The use of adjectives such as ›racist‹ or ›populist‹ is common among actors whose political stances are known. Public identities of opinion makers and politicians are defined through a positioning game that requires such acts. Ideological disqualifications do not necessarily attack the underlying logics of the object of critique though. They rather serve as identity markers and positioning devices.

The entire discourse of new realism and the positioning of N-VA-politicians as being different from the ›far right‹ VB is part of a systematic strategy of ideological disqualification. Ideological disqualifications can be articulated on either side of the political spectrum. Whether a statement is read as a qualification or disqualification depends on one's own position in the field. Such positioning practices are rarely meant to change anyone's opinion but do play a role in the positioning practices inherent in political discourse. Critiques that only rely on this type of CDI to attack racism-is-relative discourse tend to be weak in the sense that they do not deal with the underlying logics informing assertions of racism's relativity. In isolation, they do not pose a significant challenge to the hegemonic claim of the N-VA's stance on racism. The same thing can be said about the following CDI.

### CDI Type 4: Metadiscursive Disqualification Strategies

Metalinguistic disqualifications disqualify an opponent's discourse through evaluative language about language. In the debate about racism's relativity, several of the most common metalinguistic disqualifications take issue with new realist tropes in which statements on racism's relativity are embedded. All CDI's require some form of metalinguistic or metadiscursive awareness. In fact, the capacity to articulate a critical and reflexive stance with respect to the discourses of others is the *sine qua non* of political awareness and practice.

The top ten of the most common metalinguistic disqualifications of discourse on racism as [a] relative [concept] include: accusations of omission or avoidance of the real issues at stake; accusations of minimalizing racism; accusations of political opportunism and electoral strategy (aimed at fishing for VB votes). However, metalinguistic CDI's also come in the shape of irony and reversal. Reversals shed a radically different light on a statement by adopting and adapting one or more of its elements in order to construct a contradicting message. For instance, responding to Homans' suggestion that racism is not a crime against humanity, activist Youssef Kobo wrote:

»But what if we replace the word racism by sexism, homophobia or anti-semitism?  
 ›Anti-semitism, you act as if it is a horrible crime‹. Than the shit would really hit the fan.« (Kobo 2013)

Irony and reversal involve a rearticulation of the voice of one's opponent. Playing with N-VA ideas on ›social cohesion‹ and the existence of a right-wing ideological ›undertow‹ in Flanders, Rina Rabau asks if the avalanche of critique on the racism-is-relative trope might signal the advent of a new generation of politicians who consider diversity to be normal and who are prepared to draft corresponding policies. Ironically appropriating N-VA discourse, she writes that »if this is the case, I think we will find ourselves in a favourable undertow that will be beneficial to social cohesion« (Rabau 2014). Activist Samira Azabar parodies the N-VA in a similar way. In analogy with N-VA discourse on the Wars on Terror and Drugs, Azabar calls for public servants specialising in anti-racism in order to wage a War on Racism (Azabar 2014).

Homans, De Wever and the N-VA are metalinguistically criticized for: blaming the victim; silencing racist acts and discourses; or simply disqualified as being wrong. Authors qualified their discourse as being filled with contradictions and accused the N-VA of needless polarization and stigmatization. N-VA politicians are also accused of denying reality and ignoring the problems that ail society. The list of metalinguistic or metadiscursive evaluations of N-VA discourse goes on. More uncommon but interesting accusations include: the N-VA as having a warped view on political correctness; being unrealistic and unscientific; being rude and naïve; displaying a lack of historical awareness; being irresponsible and hurtful; engaging in sloppy thinking, criminalisation and bigotry. Some voices label the N-VA discourse as stupid, dangerous, scapegoating and absurd.

The problem is not so much the quantity of critique in the racism-is-relative debate but the fact that this type of metalinguistic or metadiscursive disqualification is not necessarily integrated in discourses that destabilize the discursive patterns in which the racism-is-relative trope is embedded. Metalinguistic critiques are often directed at isolated elements of N-VA discourse and do not necessarily take the overall political context into consideration. Most voices articulating metalinguistic critiques do not explore the complex ways racist practices and statements impact on people's everyday lives.

## CDI Type 5: Concretization Strategies

Concretization strategies destabilize the claims of political opponents with reference to experiences and/or assessments of social reality that provide counter-proof and/or counter-examples. These CDI's allow for the formulation of counter-arguments and can take many forms: references to facts and figures; references to personal experiences; references to statements made by knowledgeable persons; references to textual sources of authority; and/or references to experiences of authoritative others. Explicit definitions of abstract terms such as racism also belong to this category.

References to facts and figures published in national and international reports are quite common in the debate. Such references can be vague, such as in »[...] countless studies, documentaries and incidents demonstrate that Flanders has a serious problem regarding racism« (Decreus 2014). However, more concrete references are also common:

»In a 2012 report on racism and discrimination in Belgium, the European Network against Racism (Enar) says that racism is a structural reality in Belgium, especially as far as the black population is concerned. Enar knows what it is saying. In the report of the European Observatory for Racism and Xenophobia (EUMC), Belgium and especially Flanders score weakly on combatting racism and discrimination. Are Enar and the EUMC exaggerating as well?« (Unigwe 2013)

Other critics refer to social or historical events and developments linked to racism in order to render racism more tangible. Critics have referred to cases of racism in the real estate sector, in police departments, and in the media. But as Anya Topolski argued, objective facts and figures are not enough to animate a debate (Topolski 2015). Subjective accounts of experiences with racism animate the public sphere at least as much. Since many commentators in the debate are members of a white or »autochthonous« population, it should not come as a surprise that stories about racism are often second-hand, referring to accounts of real – and sometimes fictive or anonymous – others.

Writer Annelies Verbeke concluded that »racism is real, not relative« in a testimony about her black boyfriend's problems on the labour market and his daily experiences with racism (Verbeke 2015). Many critics referred to the first-hand accounts of racism collected under the hashtag #dailyracism (Lleshi 2015).

In their stories, people make racism more concrete by talking about the way selective and random controls of the police impact on the identities and feelings of youngsters (Linda 2015). They show how racism informs psychological and physical violence while providing narrative access to lived experiences of racist encounters (Afrikaans Platform 2013).

When an unidentified person painted the word »nigger« in chalk on the front door of Marie Bamutese, the black wife of journalist Peter Verlinden, the latter addressed the issue publicly (Verlinden 2014). Verlinden's outrage was not merely directed against the racist vandal in question but pointed out that politicians across the political spectrum reacted weakly when VB chairman De Winter said that the main problem of Flanders was



that it was »turning brown« a few days earlier (Jta 2014). He also expressed his hope that the N-VA would tell its ex-VB voters »that a notion such as [Flanders] ›turning more brown‹ should remain taboo and that a categorization of the population on the basis of skin colour is unacceptable« (Verlinden 2014).

Homans was quick to reaffirm racism's relativity. She claimed that the N-VA's silence was all »*strategy and certainly no silent approval*«. Moreover, she used the »pure racism« of the VB as a distinguishing feature between the N-VA and the VB (Homans 2014). This argument did not convince Bamutese. Verlinden's wife is a Belgian/Rwandese social worker who fled the Rwandese genocide. On the one hand, VB discourse reminds her strongly of the pre-genocide discourse in Rwanda:

»In the country I grew up in, differences between Hutu's, Tutsi's and Twa were strongly cultivated since the beginning of the war in 1990. Instead of stressing the wealth of difference, differences were played out against each other. You may find this too big a leap, but I am absolutely positive: this what Filip Dewinter has been doing over here for years.« (Bamutese in De Preter 2014)

Homans' denouncement of the VB's »*pure racism*« did not convince Bamutese:

»If a politician in her position says something like that, many people with racist inclinations will see this as a confirmation of their ideas. I can also see this in the reactions to Peter's piece: there are people who are not ashamed of their racism. These are people who feel legitimized by a statement such as the one Homans made. I hope I am wrong, but I fear that there is a great deal of strategy behind that statement. Politicians do not say such things just like that, do they? She also knows you can interpret a statement like that in two ways? Perhaps she said it in order to tempt VB voters?« (Bamutese in De Preter 2014)

People do not only make racism concrete with reference to their own stories and the stories told by others. Concretization strategies frequently draw on textual and institutional sources of textual, scientific or political authority. They also come in the form of implicit and explicit re-definitions of racism discussed before.

## Conclusion: On Reflexivity and Critical Discursive Interventions

The discourse on racism's relativity does not so much represent a discursive shift as a crystallization of culturalist and neoliberal logics embedded within a genre of new realist political discourse deployed in the political project of the New Flemish Alliance (N-VA). The N-VA assertion that racism is a relative concept or phenomenon has triggered an intensely debated controversy in Flanders. We are dealing with a discourse that restricts the definition of racism to a matter of discrimination on the basis of skin colour or decent. Cultural forms of discrimination do not fall under this understanding of the term. The

N-VA naturalizes and depoliticizes racism as a deplorable but normal response to problems caused by specific minority members who do not ›take their responsibility‹ in society. According to the N-VA racism is not something that can or should be dealt with through politics (Zienkowski 2017b).

N-VA assertions on racism being [a] relative [concept] triggered a great deal of response. At the same time it should be noted that many critical discursive interventions got stuck at a relatively superficial mode of critique. The boundaries of interpretation in any debate are defined by the interpretative space opened up by critical discursive interventions but not all modes of critique are equally effective in doing this.

The success of a critical discursive intervention depends both on qualitative and on quantitative criteria. A CDI can be said to be successful in quantitative terms as it is being picked up and rearticulated by a wide range of sympathetic voices across the political spectrum. The extent to which it contributes to the hegemonic status of a particular idea is essentially a matter of intertextuality and interdiscursivity. The spread of a CDI across different types of media, spanning distinct times and places, is key to a successful dislocation of the targeted discourse. The most important qualitative factor contributing to the counter-hegemonic success of a CDI rests on the question whether it is capable of dislocating the internal logic or rationality that informs its target discourse.

Powerful CDI's do not merely disqualify a specific feature of the discourse or practice at hand, but dislocate the interpretive logics informing it. In this sense, there is a qualitative difference between the five types of CDI identified above: intellectual analyses; hegemonic claims; ideological disqualifications; metadiscursive disqualifications and concretization strategies. Even though structural intellectual analyses may make use of all other forms of CDI, their number remains small compared to the other types of critique articulated in the debate. Debates can be understood as language games played by those who engage in CDI's and those who respond to them in conservative or reactionary ways. Throughout these games, our understandings of symbols, identities, practices, and entire societies are shaped.

CDI's that successfully attack the underlying logics and rationalities of racism-is-relative discourse in Flanders have been published almost exclusively in alternative media. The lack of theorized understandings of racism articulated in mainstream media is problematic to anyone seeking to challenge the underlying logics informing the N-VA stance on racism and the reproduction of racially or culturally informed inequalities in society. All too often critique gets stuck at the level of metalinguistic or ideological disqualification in mainstream media. Let us now return to the research questions. What functions do CDI's into assertions of racism being [a] relative [concept] perform in relation to: the implicit and explicit definitions of racism used; the interpretive repertoires and logics informing Flemish nationalist assertions on racism's relativity; and to the political project of the N-VA?

Not all CDI perform the interpretive function of offering implicit or explicit definitions of racism that counter N-VA assertions of racism as [a] relative [concept]. People who criticize politicians like Homans and De Wever for being polarizing or populist do not necessarily undermine the logic of N-VA discourse on racism. Neither do they nec-

essarily articulate an alternative political project. Alternative definitions of racism are mostly to be found alongside or within CDI's that make use of concretization strategies, hegemonic claims and structural intellectual analyses. Only counter-hegemonic claims and structural intellectual CDI's problematize the logics, rationalities and repertoires that inform the N-VA discourse on racism and the associated political project. This is not to say that other modes of critique are irrelevant but in order to challenge assertions of racism's relativity, one needs to articulate the problematic of racism with (in) repertoires that do not treat assertions of racism's relativity as isolated discursive elements.

The way institutions and hegemonic actors reflexively respond to CDI's is a good index for evaluating the health of a democratic debate. Throughout the debate on racism's relativity, the N-VA stuck to its message and systematically depoliticized any notion of racism that could constitute a threat to its ideal-typical Flemish subject. In its positive self-representation of Flemish identity there is no room for notions such as every day or cultural racism that help actors to understand racism as a structural problem.

Many actors in the debate articulated CDI's marked by high degrees of reflexive awareness. Discourse analysts are not the only actors engaging in critical modes of analysis. The notion of critical discursive intervention outlined here has implications for the modes of critique critical scholars of discourse engage in though. If the success of a CDI partially lies in its successful dispersal across a variety of genres and media, one could argue that even relatively superficial critiques articulated in public media bear more critical weight than elaborate (discourse) analyses in peer-reviewed academic journals. If critical scholars of discourse want to live up to their name, they will therefore have to address such logics outside of academic journals and the micro-cosmos of alternative media.

Academic intellectuals cannot claim a monopoly on critical practice. At best, they can claim a mode of critique grounded in a more rigorous analysis of public discourse that adds to the battery of critique already animating the public sphere. If critical scholars of discourse are to live up to their name they need to consider how different modes of critique shape the boundaries of a public debate and articulate their own critiques publicly across a range of media. I would therefore argue for an understanding of social scientific and discourse analytical critique as a mode of public metadiscourse that allows subjects to partially recognize, rearticulate and/or reconfigure the political rationalities that legitimate the inequalities and injustices informing social suffering.

## Bibliography

- Afrikaans Platform (2013): Oproep tot het tekenen van een petitie tegen discriminatie en voor een rechtvaardige samenleving. Kif Kif, 30/11/2013, <http://www.kifkif.be/actua/oproep-tot-het-tekenen-van-een-petitie-tegen-discriminatie-en-voor-een-rechtvaardige-samenleving> (Accessed 28/06/2016).
- Angermüller, J. (2011): From the many voices to the subject positions in anti-globalization discourse: enunciative pragmatics and the polyphonic organization of subjectivity. In: *Journal of Pragmatics* 43, S. 2992–3000.

- Anscombe, J.-C. (2009): La comédie de la polyphonie et ses personnages. In: *Langue Française* (164), S. 11–31.
- Azabar, S. (2014): Met dit soort politiek gaan we racisme niet ›wegtoveren‹. *Kif Kif*, 16/01/2014, <http://www.kifkif.be/actua/met-dit-soort-politiek-gaan-we-racisme-niet-wegtoveren> (Accessed 28/06/2016).
- Balibar, E. (1991): Is there a neo-racism? In: Balibar, E. (Hrsg.): *Race, nation, class: ambiguous identities*. London: Verso, S 17–28.
- Blommaert, J. (2015): Het debat over racisme: enkele voetnoten. *Kif Kif*, 02/04/2015, <http://www.kifkif.be/actua/het-debat-over-racisme-enkele-voetnoten> (Accessed 28/06/2016).
- Blommaert, J./Verschuere, J. (1994): *Antiracisme*. Antwerpen, Hadewijch: Book.
- Blommaert, J./Verschuere, J. (1998): *Debating diversity: analysing the discourse of tolerance*. London: Routledge.
- Brown, W. (2015): *Undoing the demos: neoliberalism's stealth revolution*. Cambridge: MIT Press.
- bvb, and gse. (2014): KVS stopt samenwerking met De Morgen wegens racisme. *De Standaard*, 16/06/2014, [http://www.standaard.be/cnt/dmf20140616\\_01142592](http://www.standaard.be/cnt/dmf20140616_01142592) (Accessed 28/06/2016).
- De Boeck, A. (2013): Racismecentrum weerlegt uitspraken Homans. *De Morgen*, 19/08/2013, <http://www.demorgen.be/plus/racismecentrum-weerlegt-uitspraken-homans-n-va-b-1412190086048/> (Accessed 28/06/2016).
- De Cleen, B. (2006): Multiculturalism and ›saying it like it is‹: mapping discourses of political correctness in North Belgium. In: Carpentier, N./Pruulmann-Vengerfeldt, P./Nordenstreng, K./Hartmann, M./Vihalemm, P./Cammaerts, B. (Hrsg.): *Researching media, democracy and participation*. Tartu: Tartu University Press, S. 83–94.
- De Preter, J. (2014): Ik heb gevoeld waartoe racisme kan leiden. *De Morgen*, 07/06/2014, <http://www.demorgen.be/plus/-ik-heb-gevoeld-waartoe-racisme-kan-leiden-b-1412190653999/> (Accessed 28/06/2016).
- Decreus, T. (2014): Opnieuw politieke stilte na het zoveelste racismedebat. *dewereldmorgen.be*, 04/06/2014, <http://www.dewereldmorgen.be/artikel/2014/06/04/opnieuw-politieke-stilte-na-zoveelste-racismedebat> (Accessed 28/06/2016).
- Decreus, T. (2015): De holle frasen in het racismedebat. *dewereldmorgen.be*, 31/03/2015, <http://www.dewereldmorgen.be/artikel/2015/03/31/de-holle-frasen-in-het-racismedebat> (Accessed 28/06/2016).
- Detant, A. (2005): The politics of anti-racism in Belgium: a qualitative analysis of the discourse of the anti-racist movement Hand in Hand in the 1990s. In: *Ethnicities* 5(2), S. 183–215.
- Du Bois, J. W. (2007): The stance triangle. In: Englebretson, R. (Hrsg.): *Stancetaking in discourse*. Amsterdam: John Benjamins, S. 139–182.
- Ducrot, O. (1984): *Le dire et le dit*. Paris: Les éditions de minuit.
- Essed, P./Hoving, I. (Hrsg.) (2014): *Dutch Racism*. Amsterdam: Editions Rodopi.
- Fadil, N./Rutazibwa, O./Charkaoui, N. (2014): Wanneer nemen we racisme ernstig? *De Standaard*, 21/06/2014, [http://www.standaard.be/cnt/dmf20140620\\_01149152](http://www.standaard.be/cnt/dmf20140620_01149152) (Accessed 28/06/2016).
- Glynos, J./Howarth, D. (2007): *Logics of critical explanation in social and political theory*. London: Routledge.
- Herzog, B. (2016): *Discourse analysis as social critique*. London: Palgrave Macmillan.
- Homans, L. (2014): Beste Peter Verlinden. *De Standaard*, 04/06/2014, [http://www.standaard.be/cnt/dmf20140603\\_01128937](http://www.standaard.be/cnt/dmf20140603_01128937) (Accessed 28/06/2016).
- Homans, L./De Ridder, S. (2013): Liesbeth Homans: ›voor het eerst ben ik echt gelukkig‹ Sven De Ridder: ›ik ben altijd gelukkig‹. *De Standaard*.
- Howarth, D. (2005): Applying discourse theory: the method of articulation. In: Howarth, D./Torfing, J. (Hrsg.): *Discourse theory in European politics: identity, policy and governance*. New York: Palgrave Macmillan, S. 316–349.
- Jacobs, D./Rummens, S. (2003): Wij zeggen wat ù denkt: extreem rechts in Vlaanderen en nieuw radicaal-rechts in Europa. In: *Tijdschrift voor empirische filosofie* 4(2), S. 41–59.

- Jta. (2014): Dewinter: ›probleem is niet vergrijzing, maar verbruining‹. De Standaard, 18/05/2014, [http://www.standaard.be/cnt/dmf20140518\\_01109783](http://www.standaard.be/cnt/dmf20140518_01109783) (Accessed 08/06/2016).
- Keller, R. (2011): The sociology of knowledge approach to discourse (SKAD). In: Human studies 34, S. 43–65.
- Kobo, Y. (2013): De Wever kopieert De Winter. Kif Kif, 25/09/2013, <http://www.kifkif.be/actua/de-wever-kopieert-de-winter> (Accessed 28/06/2016).
- Laclau, E./Mouffe, C. (1985): Hegemony and socialist strategy: towards a radical democratic politics. London: Verso.
- Lentin, A. (2014): Post-race, post politics: the paradoxical rise of culture after multiculturalism. In: Ethnic and Racial Studies 37(8), S. 1268–1285.
- Linda, L. (2015). Hoe racisme de toekomst van mijn zoon veranderde. In Kif Kif.
- Lleshi, B. (2015): Niemand wordt als racist geboren. deredactie.be.
- Maingueneau, D. (1991): L'analyse du discours: introduction aux lectures de l'archive. Amiens: Hachette Supérieur.
- Maly, I. (Hrsg.) (2007): Cultu(u)r(en)politiek: over media, globalisering en culturele identiteiten. Antwerpen: Garant.
- Maly, I. (2009): De nieuwe politieke correctheid. In: Arnaut, K./Bracke, S./Ceuppens, B./De Mul, S./Fadil, N./Kanmaz, M. (Hrsg.): Een leeuw in een kooi: de grenzen van het multiculturele Vlaanderen. Antwerpen: Meulenhof, S. 164–177.
- Maly, I. (2012): N-VA: analyse van een politieke ideologie. Berchem: EPO.
- Maly, I. (2014): Racisme à la Homans: de schuld van het slachtoffer. Kif Kif, 11/01/2014 <http://www.kifkif.be/actua/racisme-a-la-homans-de-schuld-van-het-slachtoffer> (Accessed 11/01/2018)
- Maly, I. (2016): ›scientific‹ nationalism: N-VA and the discursive battle for the Flemish nation. In: Nations and nationalism 22(2), S. 266–286.
- McIntosh, P. (2012): Reflections and future directions for privilege studies. In: Journal of social issues: a journal of the society for the psychological study of social issues 68(1), S. 194–206.
- Prins, B. (2002): The nerve to break taboos: new realism in the Dutch discourse on multiculturalism. In: Journal of International Migration and Integration 3(3&4), S. 363–379.
- Prins, B./Saharso, S. (2010): From toleration to repression: the Dutch backlash against multiculturalism. In: Vertovec, S./Wessendorf, S. (Hrsg.): The multiculturalism backlash: European discourses, policies and practices. Oxon: Routledge, S. 72–91.
- Rabau, R. (2014): Is er sprake van een kentering in het racismediscours? Kif Kif, 16/05/2014, <http://www.kifkif.be/actua/is-er-sprake-van-een-kentering-in-het-racismediscours> (Accessed 28/06/2016).
- Reisigl, M./Wodak, R. (2001): Discourse and discrimination: rhetorics of racism and antisemitism. London: Routledge.
- Romm, N. (2010): Conceptualizing new racism in relation to old-fashioned racism: concepts and research approaches. In: Romm, N. (Hrsg.): New Racism: revisiting researcher accountabilities. Springer Netherlands, S. 33–102.
- Rothenberg, P. (2015): White Privilege: essential readings on the other side of racism. Houndmills: Macmillan.
- Roulet, E. (2011): Polyphony. In: Zienkowski, J./Verschuere, J./Östman, J.-O. (Hrsg.): Discursive pragmatics. Amsterdam: John Benjamins, S. 208–222.
- Saldaña, J. (2013): The coding manual for qualitative researchers. London: Sage.
- Topolski, A. (2015): ik zie iedere dag racisme. DeWereldMorgen.be, 10/06/2015, <http://www.dewereldmorgen.be/artikel/2015/06/10/anya-topolski-ik-zie-iedere-dag-racisme>, (Accessed 11/01/2018).
- Torfs, M. (2014): De Morgen apologises for Obama cartoon. deredactie.be, 24/03/2014, <http://deredactie.be/cm/vrtnieuws.english/News/1.1919086>. (Accessed 28/06/2016)
- Unigwe, C. (2013): Een beetje meer empathie graag. De Standaard, [http://www.standaard.be/cnt/dmf20131101\\_00819522](http://www.standaard.be/cnt/dmf20131101_00819522). (Accessed 28/06/2016)

- Van Dijk, T. (1992): Discourse and the denial of racism. In: *Discourse and Society* 3(1), S. 87–118.
- Van Dijk, T. (2000): Ideologies, racism, discourse: debates on immigration and ethnic issues. In: ter Wal, J./Verkuyten, M. (Hrsg.): *Comparative perspectives on racism*. Aldershot: Ashgate, S. 91–116.
- Verbeke, A. (2015): Annelies Verbeke tast de grens af. In: (bv) (Hrsg.): *Humo*.
- Verlinden, P. (2014): »Negers!« staat op onze gevel. *deredactie.be*, 02/06/2014, <http://deredactie.be/cm/vrtnieuws/opinieblog/column/1.1986312>. (Accessed 28/06/2016)
- Verschueren, J. (2011): *Ideology in language use: pragmatic guidelines for empirical research*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vertovec, S./Wessendorf, S. (Hrsg.) (2010): *The multiculturalism backlash: European discourses, policies and practices*. Oxon: Routledge.
- Wetherell, M. (1998): Positioning and interpretative repertoires: conversation analysis and post-structuralism in dialogue. In: *Discourse and Society* 9(3), S. 387–412.
- Zienkowski, J. (2017a): *Articulations of self and politics in activist discourse: a discourse analysis of critical subjectivities in minority debates*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Zienkowski, J. (2017b): Asserting racism's relativity: an interpretive and functional discourse analysis of Flemish nationalist re-articulations of the problematic of racism. In: *Journal of Multicultural Discourses*, S. 1–17.

*Anschrift:*

Jan Zienkowski  
 Université Saint Louis  
 PReCoM (Pôle de Recherches sur la Communication et les Medias)  
 43 Boulevard du Jardin botanique  
 (Building 38 - desk F6)  
 1000 Brussels  
 Jan\_Zienkowski@yahoo.com

Reiner Keller/Achim Landwehr/Wolf-Andreas Liebert/  
Werner Schneider/Jürgen Spitzmüller/Willy Viehöver

## Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen<sup>1</sup>

### Teil 4: Methodologie und Methoden

Achim Landwehr

Die Methodenfrage ist ja schon häufiger angeklungen, für mich ist das aber noch nicht abschließend diskutiert, und das ist auch disziplinübergreifend durchaus relevant. So wie ihr das eben beschrieben habt – also du, Werner (Schneider) und auch du Reiner (Keller) – dass die Diskursanalyse in der Soziologie in die Methodenbücher abwandert und es keine theoretische Diskussion mehr gibt... Für die Historischen Wissenschaften sieht die Situation grundsätzlich deswegen auch anders aus, weil es solche Methodenhandbücher wie in der Soziologie nicht wirklich gibt. Methodisch halten sich die Historiker ohnehin zurück. Zumindest im Sinne expliziter Methoden; die gibt's, aber die spielen nicht so eine dominante Rolle wie in der Soziologie. Von daher ist die Diskussion, was den Diskurs angeht, sowieso eine andere. Das wird eher als eine Theoriediskussion angesehen und man muss, glaube ich, immer noch und immer wieder deutlich machen, dass das auch ein konkretes empirisches Vorgehen ist, und nicht ein mehr oder weniger abstraktes Wortgeklänge, das für die alltägliche Arbeit keine Relevanz hat. Aber ich glaube, der Niveauunterschied ist nicht mehr ganz so groß wie er einmal war. Das wurde eine ganze Zeit lang nur theoretisch diskutiert, und nach den Worten des zuvor schon zitierten Professors: »Ja, ja, ist ja ganz schön, lese ich auch gerne, aber ansonsten lese ich ja eigentlich Quellen, das hat also mit dem Rest meines Lebens und Arbeitens nichts zu tun.« Das waren häufig die Schwierigkeiten. Aber das wäre nur ein Aspekt, der andere ist dann ja tatsächlich die Frage, die wir vorhin schon angeschnitten haben: Gibt es Methoden, die für Diskursforschung relevant sind, oder ist im Prinzip alles möglich, man muss es nur passfähig machen?

Werner Schneider

Auch wieder die Fragen ›Methoden und Methodologie‹ – du hast das ja vorhin auch angesprochen –, auch Hermeneutik als großes Thema; die Unhintergebarkeit, dass immer Deutungsakte zu vollbringen sind, ob man will oder nicht. Da muss ich offen gestehen: Ich bin mir nicht sicher, ob es etwas bringt, diese ganze Grundsatzdebatte über Interpre-

1 Die vorangehenden Teile der Diskussion sowie nähere Hinweise dazu finden sich in den Heften 1/2015 bis 3/2015. Ein abschließender fünfter Teil folgt im nächsten Heft.



tative Analytik immer wieder zu führen. Was will man dazu noch groß Neues sagen? Ich würde mir vielmehr wünschen, jedenfalls in der Soziologie, vor dem Hintergrund dieser Öffnung von Diskursanalyse, auch mit Blick auf den Dispositivbegriff, dass wir konkrete Methodenadaptionen diskutieren. So etwas wie biographische Interviews oder teilnehmende Beobachtung und viele weitere qualitative Verfahren sind mittlerweile methodisch machbar, einsetzbar in Projekten, in Qualifikationsarbeiten, ohne dass man ausgelacht wird, ohne dass man umfassende Begründungsarbeit leisten müsste, sofern die Methodik zur Fragestellung passt. Was aber, wenn man das Ganze unter einer Diskursperspektive machen will. Eine richtig konkrete Methodendiskussion sehe ich dazu nicht. Wenn man, um mal bei dem Beispiel zu bleiben, diskurstheoretisch fundierte Fragestellungen hat und sagt, dazu mache ich jetzt biographische Interviews oder teilnehmende Beobachtung im Feld. Was macht man dann ganz konkret? Z.B. die Interview-Führung selbst? Da kann ich mich dann aus der entsprechenden Literatur zu biographischen Interviews noch kundig machen. Die ›diskursorientierte‹ Anpassung muss dann gleichsam ›freihändig‹ geleistet werden. Bei der Auswertung wird es dann auf jeden Fall kritisch, ich weiß jetzt nicht, wie präsent euch hier die Diskussion ist, aber wenn ich jetzt bei Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997) nachlese, kann ich das nicht eins zu eins an meine Daten anlegen und gleichzeitig sagen, was am Ende bei raus kommt, ist dann ein Ergebnis einer Diskursanalyse. Ähnliches könnte man für teilnehmende Beobachtungen und andere Verfahren formulieren. Eine solche ›Methoden-Diskussion‹ sehe ich, wenn überhaupt, nur in ganz kleinen Ecken (z.B. zum Verhältnis von Diskursanalyse und Biographieforschung), die aber nicht sehr umfassend geführt wird.

#### Reiner Keller

Ich stimme dem zu. Also aus meiner Sicht gibt es einerseits Versuche, die sagen: es muss strenger kanonisiert werden. Man muss Kriterien wie klassisch ›Validität‹ oder ›Reliabilität‹ im Grunde übertragen, und wir brauchen eine enge Bestimmung dessen, was Diskursforschung ist und was keine ist. Das ist eine Diskussion, die auch ein Stück weit beim DiskursNetz mitschwingt, ein Handbuch und sogar ein Lexikon zu machen und sozusagen das ganze stärker zu festigen, im Sinne einer oder mehrerer etablierter ›richtiger‹ Theorie- und Begriffsverwendungen sowie Vorgehensweisen, die von ›falschen‹ Ansätzen zu reinigen sind (DiskursNetz 2014) – zumindest kann das so verstanden werden. Das würde ich sagen, ist die eine, strenge Position. Die vertritt, so wie ich das wahrnehme, vielleicht auch missverstehe, irgendwie auch Rainer Diaz-Bone, wenn auch ganz anders ausgerichtet. Auf der anderen Seite gibt es dann die ganz weichen Positionen, die stärker mit Foucault sagen, »na ja so wie das so konkret geht, na ja, man muss eben nach Uneindeutigkeiten und Brüchen usw. gucken«, also die mit ein paar Stichworten versuchen, das zu konzeptualisieren. Und es gibt eine mittlere Position, die würde ich jetzt vertreten, die sagt, man kann es nicht vollkommen intransparent lassen, aber es muss auch einen Raum für kreative Offenheit geben. Man kann es nicht in einer Weise konventionalisieren oder standardisieren, wie das die quantitative empirische Sozialforschung im Sinne eines Standardprogramms entwickelt. Dazu kommt es zu sehr auf Fragestellung und Gegenstand an, wie ich eben konkret vorgehe. Ich würde dann sagen, in der Sozio-

logie hat man ein paar etablierte Strategien in der deutschsprachigen qualitativen und interpretativen Forschung, wie ich Texte analysieren kann, wenn ich Textdokumente nehme, und da sind manche eher und manche weniger geeignet; zum Beispiel die dokumentarische Methode der Interpretation von Ralf Bohnsack (Bohnsack 2008; Nohl 2006) bezieht Texte immer sehr stark auf den Aussagestandpunkt oder die soziale Situation der Sprechenden. Ich würde sagen, die ist nicht, bzw. weniger geeignet. Denn was hat man davon, wenn man bei einer Textanalyse dadurch herausbekommt, dass ein Journalist, der so und so schreibt, dem ›linken Lager‹ zugehört. Das ist meiner Meinung nach eine unergiebige Sache. Deswegen denke ich, was geeignet ist, sind Strategien, wenn man im qualitativen Bereich bleibt, die Hilfestellungen geben, wie ich diese typischen Aussagen heraus bekomme, oder wie ich eine Behauptung darüber begründen kann. Da gibt es ein paar Vorgehensweisen, konkret etwa die Sequenzanalyse als Technik, die allerdings auch unterschiedlich benutzt wird. Das ist eine der Quali-Schienen, und ich mache dazu ein paar Vorschläge (Keller/Truschkat 2014). Und dann gibt es andere, die an Texte quantifiziert herangehen, also über Inhaltsanalysen, Kodierungen und Standardisierungen. Nach meinem Dafürhalten ist das natürlich alles insgesamt nicht eine spezifische Methode der Diskursanalyse, sondern es handelt sich um allgemeine Verfahren bei Textanalysen, als Teil von Diskursforschung. Ich kann, wenn ich soziologische Diskursforschung mache und damit mehr will, als nur etwas über Medientexte auszusagen, natürlich auf sehr viel zurückgreifen. Ich kann auf biographische Interviews, Experteninterviews etc. zurückgreifen, Beobachtungen machen, Sekundäranalysen oder Kontextanalysen heranziehen. Da gibt es ein sehr breites verfügbares Methodenspektrum in der Soziologie, was nicht diskursspezifisch ist. Es gibt allerdings eine andere Grundposition, die eher dekonstruktiv orientiert ist, und die versucht eigentlich nicht, so etwas wie Sinnkohärenz herauszuarbeiten, sondern Bruchlinien. Die setzt anders an und macht das zum Teil auch mit großen Datenmengen, dass man versucht, Verschiebungen nachzuvollziehen, oder man nimmt sich einen Text und sagt: »Der Autor fängt vorne so an und endet hinten so – das ist inkohärent.«

### Werner Schneider

Ich hab eine direkte Nachfrage dazu, Reiner. Bei deinen vorhin skizzierten Positionen hast du meiner Meinung nach eine vergessen, die wir aber auch nicht weiter vertiefen müssen. Nämlich die Position, die sich dezidiert gegen jede Form von Methodendiskussion und Methodologisierung bei Diskursanalyse aktiv verwehrt, nach dem Motto: macht Empirie – jedenfalls das, was auch immer man unter Empirie verstehen mag. Und man könne dann erst hinterher sagen, was man gemacht hat, wenn man das überhaupt sagen kann. Aber ich glaube, das können wir vergessen, und darüber brauchen wir nicht zu reden. Aber wenn du jetzt so diese Herangehensweisen an den Text skizzierst, würde mich interessieren, was wir an gängigen Operationen, an Sequenzanalyse oder Kodieren oder Inhaltsanalyse insgesamt zur Hand haben. Es ist ja so, dass man anhand einer konkreten, exemplarischen Überlegung in der Diskursperspektive auf die Idee kommt: Ich suche nicht nach typischen Figuren oder nach Kohärenzfiguren, sondern ich könnte ja auch sagen, für mich *aus der* Diskursperspektive ist wichtig, im Text herauszufinden, jetzt eng an

unserer bisherigen Diskussion angelehnt, was die Regeln sind, die das Gesagte hervorbringen. Die es überhaupt möglich machen, das, was gesagt wird oder gesagt werden soll, zu sagen – oder eben genau das Gegenteil: das, was bspw. nicht gesagt werden darf, zum Ausdruck kommen soll. Von diesem schlichten Gedanken aus kommt sofort eine Reihe von weiteren Aufgaben. Dass ich nämlich dann die Antwort auf diese Frage gebe, indem ich zum Beispiel auch diskutiere: Was ist das Ungesagte? Das Gesagte gibt immer Auskunft über das Ungesagte, und dann überlege ich, wieso ist das eine hier vorhanden, und was sagt es darüber aus, was hier wiederum nicht vorhanden ist. Dann kann ich sofort weiter gehen und mit Blick auf die Regeln fragen: Was meinen wir überhaupt mit Regeln? Soziologisch vereinfacht würde ich sagen, Regeln könnte man im Bezug auf die situativ gegebene normative Aussagenstruktur präzisieren, d.h.: was ist denn in dieser gegebenen Situation, in diesem Kontext das zu Sagende? Was ist das, was nicht zu sagen ist, und was sind dann die Sagbarkeitsräume, im Vergleich zu dem was offensichtlich nicht sagbar ist. In welchen anderen Diskursen wäre das Nicht-Sagbare etwas, was sagbar wäre? Wenn ich mir diese Überlegungen vor Augen halte, dann bin ich mir nicht wirklich sicher, ob man weiter kommt, wenn man fordert, man solle nach dem Typischen suchen, und dazu kann man Kodieren oder Sequenzanalyse machen. Da denke ich eher an diese einfache diskursanalytische Heuristik: Nach was kann ich, warum und wozu in Texten jeweils suchen? Ich glaube, da tut man sich schwer, einfach jemanden zu sagen: »Wenn du weißt, wie man Sequenzanalyse macht, dann kommst du schon zu Ergebnissen.« Du müsstest dir eine völlig andere Technik der Sequenzanalyse anlegen, um zu solchen Sagbarkeitsräumen zu kommen.

#### Reiner Keller

Die Frage ist, ob man mit dem Begriff der Sagbarkeitsräume sehr viel anfangen kann. Wenn ich versuche, Regeln und Ressourcen der Diskursstrukturierung zu haben, also für mich liegt das immer auf mehreren Ebenen. Ich habe beispielsweise ein wissenschaftliches Buch, als ein Dokument eines Diskurses, da kann ich das im Hinblick auf unterschiedliche darin manifeste Regeln hin untersuchen. Die Gattung Buch, wissenschaftliches Buch *per se*, ist ein Genre, das in unterschiedlichsten wissenschaftlichen Diskursen etabliert ist. Ich kann es im Hinblick auf den Aufbau eines Buches untersuchen, ich kann Regeln der argumentativen Schlussfolgerung rekonstruieren. Nehmen wir ein anderes Beispiel, Medientexte. Mich interessiert beispielsweise nicht, wie ist ein journalistischer Text in der BILD-Zeitung aufgebaut ist. Das interessiert vielleicht die Journalistik oder die Publizistik und Kommunikationswissenschaft und darauf kann ich zurückgreifen. Ich weiß, die haben Begriffe wie Nachrichtenwerte, Marker und Signale, das kann ich nutzen, muss es aber nicht selbst herausarbeiten. Und dann ist für mich die Frage, was ist denn, wenn ein Diskurs so etwas ist wie eine Strukturierung, ein Versuch der Konventionalisierung, eine Verfestigung von Wissen in der Zeit? Wie funktioniert dann diese Verfestigung: durch Wiederholung? Durch Herstellung von Kohärenz, allerdings von sozialer Kohärenz, nicht unbedingt von inhaltlicher, zwischen unterschiedlichen Wissens-elementen. Etwa wenn man das Müllbeispiel (Keller 2009) nimmt, bestimmte Deutungsmuster oder eine spezifische Phänomenstruktur, die das Phänomen in der und der Weise

konfiguriert. Die Frage nach den Sagbarkeitsräumen, die ergibt sich für mich eher aus dem ganzen Feld, das ich in den Blick nehme, und aus den unterschiedlichen Konsistenzbildungen, die ich da habe.

Werner Schneider

Warum willst du das aus der konkreten Testanalyse so weit nach hinten oder so weit nach oben ziehen? Du brauchst dafür doch auch empirische Referenzen, sonst kann ich ja auch sagen »Jetzt hast du den Text schön analysiert, und jetzt kommst du mit irgendwelchen Sagbarkeitsräumen.« Die Kritik würde dann ja wohl lauten: »Wo bitte kannst du das an dem Text lesen?«

Reiner Keller

Nein, da muss ich wohl konkreter werden. Nimmt man als Beispiel Frankreich, ich kann, wenn ich diese Mülldebatten untersucht habe, aufgrund von vielen Texten rekonstruieren, dass es bestimmte kohärente oder konsistente Deutungen dieses Problems in den Massenmedien gibt. Es gibt aber auch welche außerhalb, parallel dazu, und ich kann sehen, ob die dann da auftauchen oder nicht. Ich kann darüber Hypothesen aufstellen, wie die sich zueinander verhalten, und wie das mit dem Institutionengefüge, den Diskursakteuren und den Diskursstrukturen zusammenhängt – in so einer Weise. Ansonsten finde ich die Frage nach den Sagbarkeitsformen – wenn man sie als eine Makrofrage wie in der ›Ordnung der Dinge‹ betrachtet, in dem Sinne: »Was ist sagbar in den und den Jahrhunderten«... Also ich weiß gar nicht, wie das empirisch gehen soll, das ist eine sehr aufgeladene Sache. Natürlich kann man feststellen, dass so etwas wie Kapitalismuskritik nicht auftaucht. Aber es taucht so viel nicht auf. Die ganze Welt taucht nicht auf, außer das, was auftaucht. Ich finde das Problem hat man immer, wenn man nach dem fragen will, was nicht gesagt wird, und versucht, das positiv zu beantworten – denn genau das ist eine unendliche Liste.<sup>2</sup>

Achim Landwehr

Also für mich hätte das auch eher einen heuristischen Wert, die Frage nach dem Unsagbaren oder dem Nicht-Gesagten, um das genauer einzugrenzen, was dann tatsächlich auch auftaucht. In den Geschichtswissenschaften gibt es ja mittlerweile zumindest eine halbmethodische Diskussion um kontrafaktische Geschichte, also ›Was-wäre-gewesen-wenn‹, und das wird dann entweder in Science-Fiction enden, oder man muss sich heuristisch überlegen, wie man mit diesem Hintergrund beschreiben kann, was dann tatsächlich passiert ist.

Wolf-Andreas Liebert

Also es muss aber nicht so sein, dass wir sozusagen das Unsagbare aussagen – vielleicht müssten wir genauer sagen: das was nicht gesagt wird oder nicht mehr gesagt wird, oder

2 Zum Vorschlag einer kontrollierten Analyse des Nicht-Gesagten hat Adele Clarke (2012) den Vorschlag der Positions-Maps formuliert.

das, was versucht wird zu sagen und abgewürgt wird, dann ist es viel konkreter. Ein Beispiel dazu: Es gibt ja bei Stötzel/Wengeler (1995) den Eintrag ›Leistung‹, und sie stellen zum Beispiel fest: Ja, irgendwann in den 1970er Jahren sackt der Begriff quasi ab und dann wird er eigentlich gar nicht mehr debattiert oder seziert. Jetzt könnte man sagen »ja gut, das hat sich jetzt irgendwie erledigt«, aber wir haben mal einen Sammelband auf der Basis einer Studie von Tilla Siegel gemacht, einer Industriesoziologin aus Frankfurt, die die These vertritt – die mir absolut plausibel ist: Dass etwas nicht thematisiert wird, bedeutet überhaupt nicht, dass es nicht wirksam ist. Gerade an diesem Beispiel, wo nicht mehr darüber gesprochen wird, da ist der Leistungsgedanke unheimlich wirksam gewesen, weil alle danach agiert haben, aber er wurde nicht mehr reflektiert (Geideck/Liebert 2003).

### Werner Schneider

Moment, ich würde unterscheiden wollen zwischen dem Sagbaren und dem Zusagen-den, oder dem Ungesagten und dem Nicht-Sagbaren. Das ist ja ein Unterschied. Das, was nicht gesagt ist in so einer Situation, kann dann daran liegen, dass es nicht gesagt werden darf, gesagt werden kann oder nicht gesagt werden braucht. Es gibt Situationen, in denen es z.B. nichts Schlimmeres gibt als wenn man sagt: »Ich liebe dich«. Und zwar etwa dann, wenn man es sagen und damit genau das Gegenteil von dem Beabsichtigten (ein Liebesbekenntnis zum Ausdruck zu bringen) bewirken würde. Wir müssen jetzt nicht weiter in die Tiefe gehen, aber mich überzeugt jetzt noch nicht so ganz, was bisher vorgebracht wurde. Ich nehme das folgende Beispiel, das ihr vielleicht aus dem Einführungsbuch von Andreas Wernet zur Objektiven Hermeneutik bzw. zur Sequenzanalyse kennt. Da gibt es diese Frühstücksszene, in der das Kind sagt: »Ich hab' Hunger, wann krieg ich was?«, und die Mutter antwortet: »Möchtest du ein Brot oder möchtest du dir das selbst schmieren?« Mir geht es um Folgendes: Wenn man das Beispiel objektiv-hermeneutisch bzw. sequenzanalytisch durchgeht, kommt – entlang der Identifikation von Normalitätsfolien – eine Analyse zum Vorschein, die danach fragt: Wann könnte man diese Frage und die Antwort als sinnvolle Aussagen sehen? Es kommt als Pointe, als Interpretation heraus: Das Kind formuliert ›eigentlich‹ den Wunsch – indem es genau das so nicht sagt –: »Bitte behandle mich wie ein Kind.« Die Mutter unterläuft das, indem sie ebenfalls genau das nicht ablehnt, sondern quasi eine Entscheidungssituation herstellt. Man erkennt hier also bei der Frage das, was gesagt und subjektiv gemeint wird, aber etwas anderes bedeutet. Und es wird in der Antwort wiederum etwas anderes zum Ausdruck gebracht, was nicht gesagt wird, aber das erste unterläuft. Das ist Sequenzanalyse, und das kann man jetzt überzeugend finden oder nicht, aber es ist jedenfalls – wenn man das im Detail nachliest – eine Illustration, wie die Methode Sequenzanalyse im Kontext von Objektiver Hermeneutik erstens angewendet wird an dem konkreten Textbeispiel; und zweitens zu welchem Ergebnis sie führt. Auf so einer konkreten Ebene frage ich mich, ob es nicht sinnvoll wäre, eine Methodendiskussion zu führen im Kontext von Diskursanalyse, um anhand von solchen konkreten Beispielen – jetzt nicht unbedingt den gleichen – zu zeigen, wie man Sequenzanalyse diskursanalytisch anwenden kann als konkrete Analyseoperation. Dieses Verfahren müsste man dann mit einem anderen theoretischen Fundament

unterfüttern und entsprechend adaptieren, weil ich dann wohlmöglich nicht nach Normalitätsfolien suche, sondern zum Beispiel nach Dominanzverhältnissen von Zu-Sagendem und Nicht-Zusagendem, von Sagbarem oder Nicht-Sagbarem in dieser Situation. Das hat aus meiner Sicht mit kontrafaktischen Dingen nichts zu tun. Man müsste am Ende sagen können, wenn du Sequenzanalyse im Kontext von Diskursanalyse so anwendest, dann kommst du tatsächlich zu einem Befund, zu einem ganz konkreten Ergebnis bezogen auf eine Textpassage, welches diskurstheoretisch gedeutet und ausbuchstabiert werden kann. Auf eine solche Methodendiskussion wollte ich vorhin raus. Nicht auf diese großen Sagbarkeitsräume, die mögen auch spannend sein. Aber die sind – wie ihr ja argumentiert habt – so abstrakt, dass es eine Illusion wäre, wenn man dann sagt, da musst du halt nur genau genug in den Text hineingucken und dann findest du das schon. Solche Sagbarkeitsräume in eurem Sinn wären immer eine Syntheseleistung, die man gleichsam im Überflug bringen muss. Ich meinte gerade deswegen, ob man nicht mindestens zwei, drei Schritte in der Methodendiskussion konkret weitergehen müsste – so wie ich es jetzt auf die Schnelle versucht habe anzudeuten. Darüber müsste man meines Erachtens ein Methodenbuch schreiben.

#### Reiner Keller

Ja klar, sollten wir machen. Ich würde sagen, gerade jetzt wo man so eine Orientierung hat – und das gilt ja jetzt für alle – mit Diskurs so etwas wie eine Regelmäßigkeit, Strukturierung und Stabilisierung zu verbinden, dann ist ja dann die Frage, auf welcher Ebene solch eine Strukturierung überhaupt stattfindet und auf welcher Ebene ich sie rekonstruieren kann. Für mich gibt es da nur sehr begrenzte Möglichkeiten der Untersuchung von etwas, was die vorfindlichen Regelmäßigkeiten instruiert. Also sozusagen in Bezug auf eine Aussagepraxis. Wir haben diese Sozialisation durchlaufen in der Soziologie und wir sind in die Regeln eines soziologischen Diskurses eingeübt und die reproduzieren wir ja auf verschiedenen Ebenen, tragen dazu bei, verändern oder verschieben das ein bisschen. Es ist mir klar, dass ich in der soziologischen Diskussion bestimmte Deutungsmuster nicht bringen kann. Astrologie zum Beispiel. Wer das mal macht, wird exkludiert aus der Disziplin, das lief so tatsächlich in Frankreich vor einigen Jahren (vgl. Rotman 2001). »Die Gestirne sagen mir voraus, dass die Ungleichheit im nächsten Jahr deutlich zunehmen wird.« Das sind Aussagekonstruktionen, die sind nicht möglich. Ich kann natürlich eine Vielfalt von Argumenten oder Deutungsmustern verbinden, die bereits in dem Diskurs etabliert sind, also solche, die dazugehörig sind, und die anderen sind exkludiert. Wenn ich rekonstruieren will, was ein soziologischer Diskurs heute ist, dann kann ich versuchen, diese Regeln – da gibt es halt unterschiedliche Teildiskurse, die sich unterscheiden – ich kann versuchen, Regeln und Ressourcen oder Regelmäßigkeiten herauszubekommen. Im Sinne von Instruktionen für Sprecher. Und wenn die sich daran orientieren, dann können sie in diesem Diskurs sprechen. Was du jetzt ansprichst, Werner, da hab ich den Eindruck, dass es eigentlich nochmal etwas anderes ist. Das ist halt nochmal ein Unterschied, was im Text gesagt wird, zu dem, was ein Text tut. Aber wie man das mit dieser Frage von seriellen diskursiven Prozessen insgesamt in Verbindung bringt, das ist mir eigentlich unklar. Im einzelnen Detail oder am Beispiel kann ich das nachvollziehen,



da gibt es ja sozusagen unterschiedliche Ebenen eines Textes. Ich meine, ein Text über AKWs kann Vertrauen erzeugen, oder er kann Ablehnung hervorrufen. Aber ich weiß nicht genau, was man eigentlich dann macht. Also warum man die Rezeption aus der Diskursperspektive angeht.

Werner Schneider

Da sind wir dann letztlich wieder bei den Beispielen von oben. Man könnte daran die Frage untersuchen, welche Diskurse wie in einer konkreten Alltagspraxis überhaupt wirksam werden. Man könnte also fragen, nach welchen diskursiven Mustern sich das, was da am Esstisch geschieht, jetzt ausrichtet: Kindheit, Mutter-Kind-Beziehung, die Frage nach Essen?; wer versorgt eigentlich wen?; etc. Klar ist, dass man an diesem Beispiel jetzt nicht auch noch aus einer historischen Perspektive die letzten 300 Jahre Kindheitsdiskurs hochziehen kann. Aber aus dem konkreten Beispiel selber heraus, denke ich, könnte man durchaus mehr und anderes herausfiltern als jetzt in der objektiv-hermeneutischen Herangehensweise. Aber mir geht es ja jetzt nicht um Objektive Hermeneutik, sondern um die Frage nach der konkreten Methodik, nach der diskursanalytischen Adaption von konkreten qualitativen Verfahren. Ich denke einfach, das Problem ist nach wie vor, wenn man jetzt mit Studierenden oder KollegInnen, die selbst aktiv diskursanalytisch forschen wollen, zusammensitzt und überlegt, was jetzt eigentlich das konkrete analytische Vorgehen sein soll – und es kommt ja unweigerlich der Moment, wo man vor seinem Text sitzt und irgendwas mit dem Text machen muss. Wenn man dann sagt, kodieren wir oder machen wir Sequenzanalyse, und der oder die anschließend in den gängigen Methodenbüchern das ›how to do‹ nachliest, sitzt man eine Woche später wieder zusammen und unter dem Motto: »Ich weiß noch immer nicht, was ich konkret machen soll.«

Reiner Keller

Ich würde das auch an dem Beispiel so sehen, dass man über Sequenzanalyse auch eine Heterogenität oder Elemente aus unterschiedlichen Diskursen bekommt, ich behaupte auch nie, dass, wenn man einen Text oder ein Buch hat, dass das dann *ein* Diskurs ist. Das kann und muss man ja gerade auseinanderklamüsern. Es ist natürlich andererseits unbefriedigend, wenn man ein Buch nimmt und sagt »da ist ökonomischer Diskurs, da ist neoliberaler Diskurs, da ist Ungleichheitsdiskurs und da ist Naturdiskurs.« Das Spezifische ist ja oft gerade die Art und Weise, wie das verknüpft wird und das will ich ja auch nicht verlieren.

Werner Schneider:

Genau und wo findest du das jetzt? Selber im großen Überblick, indem du Verknüpfungen benennst? Oder versuchst du das anhand von einem konkreten empirischen Beispiel, wo das tatsächlich in der Praxis, im Prozessieren, von den Akteuren so verknüpft wird?



**Achim Landwehr**

Und das hängt doch alles sehr stark immer wieder von der Perspektivierung ab. Ich meine, das ist jetzt zwar eine banale Feststellung, aber für mich ist der Ausgangspunkt von solchen methodischen Fragen immer zu sagen oder sich zu wundern, dass bestimmte Dinge an einer bestimmten Stelle auftauchen, dass die einfach da sind, und die nicht einfach für selbstverständlich zu nehmen. Ich habe den Eindruck, dass das in historischer oder auch in ethnologischer Perspektive verhältnismäßig einfacher ist, als beispielsweise in soziologischer, weil der Verfremdungseffekt häufig schon durch den zeitlichen Abstand entsteht. Das gelingt nicht immer, auch da ist man schnell dabei, etwas zu domestizieren, was eigentlich verfremdet gehört. Aber grundsätzlich fällt in historischer Perspektive sowas dann eher auf und man stolpert drüber und sagt »Warum sagen die das überhaupt und was heißt das?« Das ist dann natürlich immer die Nahtstelle, an der man entscheiden muss, was will ich überhaupt herausfinden? Geht es mir um die Verschränkungen möglicherweise unterschiedlicher Diskurse an einem bestimmten Ort, Medium, Personengruppe usw. oder interessiert mich dieser eine Strang. Von da ausgehend, muss man sich doch wieder mit Foucault – Entschuldigung – seinen eigenen Werkzeugkasten zusammenbasteln und sehen, wo sind tatsächlich Ansatzpunkte, dass ich diese Aspekte herausziehen kann. Da hilft dann unter Umständen wirklich Sequenzanalyse.

**Werner Schneider**

Da muss ich mich dann doch vielleicht nochmal etwas deutlicher ausdrücken. Soweit unterschreibe ich das bisher Gesagte sofort, denn ich halte alle diese Kanonisierungsbestrebungen für katastrophal. Da muss man sich eben für seine eigene Forschungsfrage, für seine eigenen Datenqualitäten, die man zur Verfügung hat, seine eigenen Analysewerkzeuge bereit legen. Doch die Frage, die sich mir stellt, ist, ob wir für das Bereitstellen dieses Werkzeugkastens, ich meine, ihr habt dazu ja schon einiges geschrieben und vorgelegt, ob man da nicht noch ein paar Schritte weiter gehen kann, ein paar Schritte konkreter machen kann. Wir sollten nicht nur sagen: »Ok, du kannst Sequenzanalyse machen, du kannst kodieren oder Metaphernanalyse machen usw.; bau dir selbst etwas zusammen.« Das versuchen dann die Leute, kommen später aber wieder und fragen: »Wie wird daraus jetzt Diskursanalyse?« Diese Frage muss aber bereits beim Basteln des Werkzeugkastens bearbeitet und beantwortet werden. Ich habe versucht, an einem Beispiel anzudeuten, dass man die Differenz ausweisen müsste zwischen: »Ich exerziere Sequenzanalyse anhand von Objektiver Hermeneutik durch, wie sie von dort kommt«; und »jetzt exerziere ich sie durch, so wie sie im Kontext von Diskursanalyse, wenn man diese oder jene Fragestellung oder Perspektivierung hätte, angewendet werden könnte.« Mir geht es jetzt nicht darum, nur ein Plädoyer zu halten, dass dazu ein Methoden-Büchlein geschrieben werden sollte. Mir geht es vielmehr um die Frage »Was glauben wir, welche Art von Methodendiskussion es überhaupt braucht?« Denn das ist aus meiner Sicht immer noch nicht geklärt. Es ist zwar immer schnell gesagt »Wir müssen über Methoden diskutieren.« Aber welche Diskussionen darüber brauchen wir denn?

## Achim Landwehr

Das ist ein Punkt, den könnte ich gar nicht beantworten, welche Art von Methodendiskussion wir bräuchten. Was mir einfiel, als du das angesprochen hast, wäre tatsächlich eine konkretere Umsetzung, damit gehe ich schon eine ganze Zeit lang umher, dass man das mal machen müsste, nicht in Form eines Methodenhandbuches, sondern in Form eines Buches, in dem man vielleicht ein Exempel in den Mittelpunkt stellt und versucht, von unterschiedlichen Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven den gleichen Gegenstand mit unterschiedlichen diskursanalytischen Herangehensweisen auseinanderzupflücken, und einfach mal vorzuführen, was man konkret damit machen kann, ohne zu sagen »Das ist jetzt alles.« Aber da hat man mindestens mal fünf, sieben, acht Beispiele, und da kann man mal sehen, das geht und daneben geht sicherlich noch einiges anderes. Das wäre mal ein Versuch, das etwas aufzublättern und etwas zu konkretisieren, weil die ganz konkrete Betreuung oder die konkrete Arbeit am Material – da tauchen dann meistens die höchsten Hürden auf, wenn man sich zwar durch die ganze Theorie gegraben hat und vielleicht auch Hinweise hat, wie man das methodisch macht, doch wenn man dann tatsächlich am Tisch sitzt, muss man es selber machen und da wird es dann diffizil.

## Willy Viehöver

Nun, das ist genau das, was im Rahmen des DiskursNetzes vor einiger Zeit während eines Treffens beschlossen wurde. Es wurde damals der Bolognaprozess als gemeinsamer Untersuchungsgegenstand ausgewählt. Im Rahmen des inzwischen erschienenen zweibändigen Werkes werden in circa zwanzig Analysen die konkreten methodischen Zugriffe vorgestellt, wobei die Analysen auf eine gemeinsame Thematik ausgerichtet sind, nämlich den Diskurs über die Reform der Hochschulen in Deutschland und Europa (Angermüller et al. 2014). Also, es sind trotz anfänglicher Bedenken, doch eine Reihe von Leuten, die sich am Ende auf das Experiment eingelassen haben. Soweit ich weiß, lag den Analysen im vierten Teil des Handbuches ein Sample über den Hochschulreformprozess zugrunde, über den Jens Maeße für seine Dissertation schon ein paar Jahre gearbeitet hatte, und daher kam wohl ein wesentlicher Teil der verwendeten Daten. Doch was macht man jetzt, wenn man auf einmal eine große Textmenge vorgesetzt bekommt und es heißt: »Nun zeig mal, was du mit dem Datenmaterial diskursanalytisch gesehen machst!« Sich ein Jahr freinehmen und loslegen? In der Tat haben einige Teilnehmer bei dem damaligen Treffen gesagt, dass sie sich schon aus Zeitgründen nicht auf ein solches Unternehmen einlassen. Ein weiteres großes Problem dabei sehe ich darin – deswegen hab ich mich auf der oben erwähnten Idee, ein vorgegebenes Korpus aus verschiedenen Perspektiven zu analysieren, nur unter großen Vorbehalten eingelassen – dass, wenn man sich für einen Themenbereich wie den Hochschulreformprozess interessieren soll und dabei dann geradezu nebenbei einen Artikel schreibt, in dem man seine methodische Vorgehensweise als Diskursanalytiker an einem Thema exemplifiziert, bei dem man sich nicht gut auskennt, dann kann man sich ziemlich schnell lächerlich machen. Das war in der Gruppe auch eines der wesentlichen Gegenargumente gewesen, denn wenn man kaum oder kein systematisches Wissen von einem Phänomenbereich oder Thema hat und einfach nur ein wenig rumprobiert und das lesen nachher die »Kritiker« der Diskursforschung. Na ja. Das Argument der Herausgeber war aber gleichwohl, dass noch keiner den Versuch gemacht hat, auf der Basis eines gemeinsa-

men Samples unterschiedliche methodische Zugriffe auf den gleichen Phänomenbereich zu exemplifizieren das hier ist das Thema, jemand hat dann das Sample zusammengestellt. Die Idee, es wenigstens einmal zu probieren, hat sich dann auch durchgesetzt.

Reiner Keller

Nicht für ein so umfangreiches Korpus, sondern für einzelne Texte, zum Beispiel Interviews oder Bilder, gab und gibt es das immer wieder. Ende der 70er mit den interpretativen Verfahren (Heinze/Klusemann/Soeffner 1980), später zur Bildanalyse (Kauppert/Leser 2014; Przyborski/Haller 2014), und jetzt dieser Versuch mit spezifischen Zugängen zur Diskursthematik (Angermüller et al. 2014). Die Schwierigkeit würde ich auch so sehen wie Willy Viehöver. Das Problem, wenn man Diskursanalyse jetzt nicht versteht als eine Analyse eines einzelnen Textes, dann kann man dieses – also in den Diskurswerkstätten zum Beispiel versuche ich das schon an einzelnen Texte, da sagen wir: »Wir nehmen das jetzt und analysieren«, aber da kann man die Situation besser kommentieren, als in einem dann veröffentlichten Text, wo man versucht, trotz Unkenntnis des ganzen Kontexts, der Geschichte der weiteren diskursiven Prozesse und Situierungen, etwas zu rekonstruieren – da kann man eigentlich keine ernsthaften Behauptungen über die Typizität treffen.

Wolf-Andreas Liebert

Ich sehe auch, dass da unheimlich viel fehlt und, was du da mit kommentieren kannst, so etwas Fragmentarisches fehlt in dem Buch komplett. Wir könnten doch so etwas wie eine Diskurswerkstatt für Fortgeschrittene machen und mit *Film* praktisch arbeiten und dann könntest du diese Kommentierung *mit einarbeiten*. Das heißt, dann würden wir unseren Prozess auch ein Stück weit transparent machen. Das wäre zumindest mal ein Experiment, was man machen könnte. Man könnte mit Material arbeiten, ähnlich wie eine Diskurswerkstatt, nur auf einer anderen Ebene.

Reiner Keller

Wir können das gerne mal ausprobieren, doch ich bin insgesamt etwas skeptisch wie das funktioniert.

Jürgen Spitzmüller:

Einen Versuch wäre es wert. Man muss aber bedenken, dass die Themenwahl einen Einfluss auf die Methoden und die Ergebnisse hat.

Wolf-Andreas Liebert:

Ich meinte nicht, dass wir jetzt alle das gleiche Thema nehmen. Jeder kann von seinem Thema berichten, und man könnte eher eventuell spezifische Methoden fokussieren, beispielsweise eine Metaphernanalyse, oder Sequenzanalyse und das ein bisschen in Vordergrund stellen, aber nicht komplett, sondern nur Aspekte davon. Jedoch bleibt jeder bei dem Expertendiskurs, bei dem er sich auskennt.

### Jürgen Spitzmüller

Das leuchtet mir ein. Andererseits gibt es funktionierende Beispiele für die Entwicklung verschiedener, aber kompatibler Methoden aus der Bearbeitung eines Themenfelds. Für die Diskurslinguistik denke ich hier besonders an die Projekte, die in Georg Stötzel's Umfeld entstanden sind (z.B. Böke/Jung/Wengeler 1996). Dort hat eine Reihe von Leuten ein Themenfeld bearbeitet, den sogenannten ›Einwanderungsdiskurs‹, und jede/r hat einen anderen Zugang probiert. Daraus sind nicht nur sehr gute Qualifikationsarbeiten entstanden, sondern es wurden auch systematisch Methoden ausgearbeitet, die die methodologische Entwicklung der Diskurslinguistik nachhaltig geprägt haben: das ›Topos‹-Konzept in der von Wengeler vorgeschlagenen Lesart (vgl. Wengeler 1997, 2003), das Metaphernkonzept von Böke (1996) oder lexikographische Konzepte wie *Schlagwörter* und *kontroverse Begriffe* (vgl. z.B. Jung/Niehr/Böke 2000). Nicht zuletzt wurden dabei auch grundlegende methodologische Überlegungen zur korpuslinguistischen Operationalisierung von Diskursanalysen angestellt (bspw. Jung 1996). Das hat offenbar sehr gut funktioniert, wie man an der Bedeutung dieser ›Düsseldorfer Schule‹ für die diskurslinguistische Fachgeschichte sieht (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011, S. 87–91). Ich wollte aber, auch wenn uns das ganz woanders hinführt, auch zum Thema Regularitäten noch etwas sagen. Wir sagen: »Wir sind uns einig, dass es um Regularitäten geht.« Ich glaube aber, es wäre spannend zu diskutieren, was wir jeweils unter Regularitäten verstehen. Ich glaube, dass wir hier extrem disziplinär vorgeprägt sind. In der Linguistik denkt offenbar jeder sofort an Grammatik. Es gibt ein viel beachtetes Buch aus dem Kontext der sogenannten ›Social Semiotics‹ mit dem Titel ›Reading Images: The Grammar of Visual Design‹ (Kress/van Leeuwen 1996). Die Autoren wenden die ersten zwanzig Seiten (in der zweiten Auflage) dafür auf, um zu erklären, dass sie mit Grammatik nicht Grammatik (im linguistischen Sinn) meinen, sondern diskursive Regularitäten. Dennoch verwenden sie diesen Ausdruck (und strategisch geschickt, wie ich meine). Das Wort ›Regel‹ ist in der Linguistik also stark vorgeprägt – aber je nach Paradigma auch unterschiedlich. In Zeiten der Korpuslinguistik denken viele vermutlich zuerst an Musterhaftigkeiten (Rekurrenzen). Wenn wir über das ›Nichtsagbare‹ sprechen, landen wir als Linguisten zumeist schnell bei Präsuppositionen und einer Vorstellung des propositionsanalytischen ›Zwischen-den-Zeilen-Lesens‹ (von Polenz 1985). Die disziplinäre Einbindung ist also ausschlaggebend. Soziologen denken vielleicht eher an Symbolwelten oder Ähnliches. So kommt es zu unterschiedlichen Vorstellungen davon, was ›Regularitäten‹ oder ›Verfestigungen‹ sind. Und diese Vorstellungen legen dann auch bestimmte Methoden nahe. So drängen sich für einige *frames* gewissermaßen ›natürlich‹ auf, wenn es um die Analyse von ›Wissen‹ geht. Ich glaube, diese Verflechtungen sind alles andere als trivial.

### Wolf-Andreas Liebert

Es gibt in der Linguistik ja im Anschluss an Wittgenstein (1969) eine riesige Diskussion darüber, was es heißt, einer Regel zu folgen. Heißt das, dass eine Regel internalisiert ist in jedem einzelnen Individuum, ist sie ein Analysekonstrukt, was ich sozusagen als externer Beobachter, als Interpret ansetze? Das sind offene Fragen. Worüber

man sich glaube ich einig ist, dass die Regel der Grammatik, nicht real existiert, obwohl Regularitäten sicherlich wirksam sind, sonst funktioniert das Ganze ja nicht.

Reiner Keller

Vielleicht kann man da noch ein bisschen bleiben, denn ich finde das ist ein sehr wichtiger Punkt. Das ist wie bei Sprachen, du lernst als Kind Sprache sprechen und du folgst bestimmten Regeln, ohne die Grammatik explizit zu können, aber du machst Subjekt-Objekt-Konstruktionen usw., also Satzkonstruktionen. Und du kannst unendlich viele Sätze produzieren. Ist das nicht die Vorstellung, die im Grunde in einer anderen Weise dem Diskursbegriff zugrunde liegt? So würde ich das eigentlich schon sehen.

Jürgen Spitzmüller

Ja, im Grunde schon. Es gibt einen schönen kleinen Text von Foucault über Linguistik und Sozialwissenschaften (Foucault 1969/2001a), in dem er erstaunlicherweise erst einmal betont, wie stark er von der Linguistik inspiriert worden sei, nicht nur vom Genfer Strukturalismus, sondern auch von Chomskys Transformationsgrammatik, spezifisch von der Idee, ein überschaubares Set von Regeln ermögliche die Produktion unendlich vieler Aussagen (auch wenn Foucault dann letztlich das Verhältnis von Regel und Performanz umkehren wird<sup>3</sup>). Es gibt also zweifellos einen direkten Rezeptionsbezug (vgl. dazu Spitzmüller/Warneke 2011, S. 76 f.). Das ist aber natürlich auch nicht unproblematisch: Dadurch wird möglicherweise die Vorstellung untermauert, es gäbe eine Art diskursives Raster, das die Handlungsmöglichkeiten festlegt – wenn man einen entsprechenden Regelbegriff hat. In der Linguistik gibt es aber auch eine große Diskussion darüber, welchen Status Regeln haben: Sind sie ein Rahmen von Handlungen, ein Handlungsprodukt, eine heuristische Abstraktion oder eine Mischung aus verschiedenen dieser Dinge? Nach Chomsky sind sie kognitive Dispositionen, und das ist ja nun nicht unmittelbar kompatibel mit diskurstheoretischen Ideen.

Werner Schneider

Nochmal nachfragt: Was ist diese Grammatik? Ist es nicht das, was wir uns unter einem Diskurs vorstellen – so wurde das vorhin bestätigt. Würde man dann nicht genauer sagen müssen, dass es die Potenzialität ist, die in einem Diskurskonzept *a priori* drin steckt? Das, was wir als Diskursives empirisch in den Blick nehmen, ist ja nicht die beliebige, un-

3 »[Eine Sprache] ist eine endliche Menge von Regeln, die eine unendliche Zahl von Performanzen erlaubt. Der Diskurs dagegen ist die stets endliche und zeitlich begrenzte Menge allein der linguistischen Sequenzen, die formuliert worden sind; sie können durchaus zahllos sein, sie können durch ihre Masse jede Kapazität der Aufnahme-, Gedächtnis- oder der Lesekapazität überschreiten: Sie bilden dennoch eine endliche Menge. Die von der [generativen; Anm. J.S.] Sprachanalyse in Bezug auf eine beliebige diskursive Tatsache gestellte Frage lautet stets: gemäß welcher Regeln wurde eine bestimmte Aussage gebildet und gemäß welcher Regeln könnten folglich andere ähnliche Aussagen gebildet werden. Die Beschreibung des Diskurses stellt eine ganz andere Frage: Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage und keine andere an ihrer Stelle erschienen ist?« (Foucault 1968/2001b, S. 898 f.)

endliche Anzahl von Aussagen. Es geht doch gerade um das Umgekehrte, um erkennbare Selektivitäten, dass man also das eine findet und ggf. noch wenige Variationen aufscheinen, aber dass das Andere eben nicht aufscheint, zwar vielleicht aufscheinen könnte, aber dann als Regelverletzung wahrgenommen werden würde oder es eben gar nicht aufscheinen kann, nicht einmal als Regelverletzung, weil es den Akteuren gar nicht präsent ist. Ich erinnere noch einmal an das obige Beispiel. Könnte man sich die vorhin skizzierte Szene auch anders vorstellen? Also: Die Familie sitzt an einem gedeckten Tisch und alles ist da, man kann sofort essen. Jetzt ist es nicht das Kind, das sagt: »Ich hab Hunger, wann gibt es endlich was?« Und die Mutter antwortet: »Möchtest du dir selbst ein Brot schmieren oder soll ich dir etwas machen?« Sondern nun wäre es die Frau, die sagt: »Wann gibt es endlich was? Ich habe Hunger!« Ich denke, dass diese Szene ganz anders zu interpretieren wäre, ja sie wäre in gewisser Weise ›unvorstellbar‹. Denn es ist eben nicht alles x-beliebig möglich, sondern hier ist nur Bestimmtes möglich. Es wäre sinngemäß die gleiche Äußerung, aber eine völlig andere Aussage.

#### Wolf-Andreas Liebert

Das kommt ja letztlich von Humboldt her, die Tatsache, dass Sprache sich von allen anderen Symbolsystemen unterscheidet. Wenn du Bilder hast, oder sonst was, dann hast du eben nicht ein kleines, klares, wohl definierbares Inventar. Bei Bildern hast du eine ganz andere Art von Symbolsystem. Du hast bei Sprachen eine Menge von Phonemen oder Graphemen, die sind beschränkt, 20 oder 30, je nach Sprache mal mehr, mal weniger, und die sind sozusagen wie eine Art Atome zu begreifen, wo du das dann generieren kannst. Das gibt es bei anderen symbolisch ähnlichen Systemen einfach nicht. Der Punkt ist, du kannst es so beschreiben: aus wenigen Einheiten unendliche viele Sätze erzeugen, das ist die Potentialität. Aber in einer konkreten Situation das Angemessene zu sagen, das, was eben situativ passend ist, das ist in diesem Konzept überhaupt nicht enthalten. Da ist nur die Darstellung der Potentialität in der Besonderheit des Sprachsystems, des verbalen Sprachsystems, was sich unterscheidet von allen anderen Arten von Symbolsystemen.

#### Werner Schneider

Aber nach welchen Regeln suchen wir dann, wenn wir Diskursanalyse betreiben?

#### Jürgen Spitzmüller

Das ist eben die große Frage. Darüber muss man diskutieren. Für die Linguistik könnte man sagen, jedenfalls wenn man bei der korpusorientierten Diskurslinguistik bleibt: Es gibt zwei sich zunächst ausschließende Möglichkeiten. Eine lautet: Wir suchen im Korpus nach bekannten Regularitäten, die wir analytisch bloß rekonstruieren. Das nennt man ›corpus-based‹. Die andere hält dagegen: Die Regeln emergieren aus den Daten selbst; das, was am häufigsten (eben ›musterhaft‹) im Korpus vorkommt, ist die Regel. Das nennt man ›corpus-driven‹. Dahinter stehen zwei verschiedene Regelbegriffe. Einerseits: Regeln sind Muster, also sozusagen das, was die Leute halt (warum auch immer) am häufigsten tun. Andererseits: Sprecherinnen und Sprecher *folgen* Regeln, sie tun etwas in



einer bestimmten Art und Weise, *weil* es bestimmte Regeln, Normen, Erwartungen oder Konventionen ›gibt‹, denen zufolge bestimmte Handlungen mehr kommunikativen Erfolg versprechen als andere.

Das sind zwei Positionen, die man mit Blick auf die Linguistik nennen könnte. Wie man sieht, führt uns das auch wieder zu der Frage: Ist Diskurs so etwas wie ein System, das uns anleitet, oder ist Diskurs das, was performativ produziert wird? Oder vielleicht doch etwas dazwischen? Also – und das wäre eher meine eigene Position – eine Produktion von Sinn auf der Grundlage von historisch verfestigten Handlungsweisen?

Reiner Keller

Dazu würde ich sagen, dass Institutionalisierung beispielweise ein soziologischer Begriff für diese historische Verfestigung ist. Und Institutionalisierung heißt ja nur ›Regeln‹ oder Strukturmuster, oder auch: auf Dauer gestellter Zusammenhang im Sinne von Berger und Luckmann (1980). Die Institution existiert ja nicht innerhalb des Individuums und auch nicht außerhalb, sondern sie existiert im Zusammenhang. Das hat diese Aspekte einer Normkonvention und die Instruktion, etwas näher zu legen, und etwas anderes nicht. Daher denke ich, man kann zum Beispiel historisch verfolgen, wie sich etwas verdichtet zu einem bestimmten Diskurs. Was kann ich machen? Ich kann die Entstehung der Soziologie verfolgen, also wie sich sozusagen etwas herausbildet wie Argumentationen, die sich später dann als eine Art Soziologie erkennen lassen. Wenn du dich sozusagen einklinken willst oder musst, dann orientierst du dich daran. An ganz bestimmten Zusammenhangsmöglichkeiten. Das ist nicht die Welt insgesamt. Die Grammatik ist vorausgesetzt; und das interessiert da auch nicht, sondern: Was macht eine Aussage zu einer soziologischen Aussage. Das ist die Art und Weise – würde ich sagen, wie man mit dem Regelbegriff arbeiten kann. Also es ist schon eine Regel in dem Sinne, dass man unterstellen muss, dass es Wesen gibt, die sich an etwas orientieren, sonst hat man entweder ein Naturgesetz als Vorstellung, oder man hat eine statistische Regelmäßigkeit oder Häufung. Wenn man von Regel spricht, dann muss man eine Unterstellung machen von Anleitungs- und Orientierungsfunktion.

Wolf-Andreas Liebert

Ja, etwas Normatives muss es schon sein, denn es kann ja nicht eine Spielregel sein, aus der ich aussteigen kann, die Sanktionierung ist konstruktiv: du gehst vom Feld, wenn du dich nicht daran hältst.

Jürgen Spitzmüller

Ein möglicher Zugang hierzu – das wollte ich vorhin schon in Bezug auf das Nicht-Sagbare erwähnen – ist das, was die Linguistische Anthropologie »Metapragmatik« nennt: Reflexive Äußerungen auf einer Metaebene, die beispielweise dann getätigt werden, wenn es darum geht, ob jemand eine Erwartung besonders gut erfüllt oder aber dabei ist, Erwartungen nicht zu erfüllen. Dann heißt es: »So etwas macht man nicht« oder »so verhält man sich am Tisch nicht« oder »so spricht man nicht«. Normative Debatten waren für die Linguistik immer ein fruchtbarer Zugang zu Diskursen. Man fokussiert die Meta-



ebene schaut sich an, wann die Akteure beispielsweise thematisieren, was sie für richtig, für wahr halten. Das ist ein spannender Zugang – der allerdings den Nachteil hat, dass nur das in den Blick gerät, was für thematisierungswürdig gehalten wird.

Achim Landwehr

Trotzdem ist dieses schöne Wörtchen ›man‹ ja auch immer nur ein Platzhalter für diese Regel. ›Man‹ tut das nicht. Wer ist ›man‹? Das sind die Regeln.

Willy Viehöver

Ich fand jetzt an dieser Diskussion interessant, dass sie weniger am Methodenbegriff ansetzte, sondern sich zunächst einmal ausgiebig mit dem Verständnis von geregelten Aussagepraktiken beschäftigte. Die dabei zu Vorschein kommende Bedeutungsvielfalt hat mich doch verunsichert. Wir haben jetzt während der Diskussion versucht, den Begriff der ›Regeln‹, bzw. unterschiedliche Regelverständnisse zu präzisieren, aber das bleibt für mich eine offene Frage, mit sehr ambivalenten Antworten. Heute Morgen hatte ich ja auch den Satz von Hannelore Bublitz, die sich dabei auf eine Interpretation Judith Butlers (1995) bezieht. »Der Körper ist die Norm, die sich durch Zitieren eines normativen, symbolischen Gesetzes materialisiert. In der symbolischen Unterwerfung materialisiert sich der Körper in seiner sozialen Existenz. Diese ist abhängig von den normativen Entwürfen, die ihm vorgängig sind. Der Körper ist in seiner Materialität ein Normeffekt.« (Bublitz 2002, S. 39) Schon in diesen wenigen Sätzen gibt es jetzt für mich schon mal eine weichere und eine härtere Definition dessen was eine Regel (Gesetz oder Norm?) sein könnte, wobei von Bublitz unterstrichen werden sollte, dass auch der Körper selbst »ein Stück Gesellschaft ist« (ebd.). Sie sprach von ›Gesetz‹ und von ›Norm‹ des Körpers. Natürlich besteht doch auch die Möglichkeit, sich an ›Normen‹ nicht zu halten, wissentlich oder unwissentlich. Beim ›Gesetz‹ aktualisiert man schnell eine metaphorische Wirkung, aufgrund derer man denkt, es gibt da keine großartigen Wahlmöglichkeiten. Die Verwendung des Terminus ›Gesetz‹ klingt jedenfalls für mich etwa deterministisch. Und dann gibt es eine ganze Reihe von weiteren Begriffen, die wiederum völlig andere Assoziationen hinsichtlich ihrer Bedeutung und Wirkweise auslösen. So etwa auch bei der Rede von Mustern, oder beim Konzept des »Tool-Kits«. Nehmen wir das Beispiel des Schachspiels: Beim Schachspiel gibt es ›Regeln‹, aber die determinieren keineswegs den Ausgang des Schachspiels. Oder auch die zuweilen sehr metaphorische Verwendung des Begriffes Grammatik. Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz über Klimawandel und dessen Folgen und über den Umgang mit diesbezüglichen Unsicherheiten gelesen, wo es konkret um diese IPCC<sup>4</sup>-Diskussions-

4 Das Intergovernmental Panel of Climate Change (IPCC) wurde 1988 von dem United Nations Environment Programme (UNEP) und der World Meteorological Organization (WMO) begründet. Es handelt transnationale sich um eine Organisation, die ihren Sitz in Genf hat. Ihre Aufgabe besteht darin, den aktuellen Sachstand des Klimawandels im Rahmen umfassender Berichte zu bestimmen. Zudem werden im Rahmen von Arbeitsgruppen dessen mögliche ökologische, soziale und ökonomische Folgen abgeschätzt und mögliche und angemessene Strategien des Umgangs mit dem Klimawandel entwickelt und diskutiert.

prozesse und Berichte geht.<sup>5</sup> Die sind ja auch andauernd unter Beschuss gewesen. Dann hab ich mir nochmal diese Kurztex te, diese »Summary for policy-makers« genauer angesehen. Das sind ja genau die Texte, die von hoher Relevanz in den Verhandlungen sind – es werden ja nicht diese großen 1220-Seiten-Schinken, diese Backsteine gelesen, sondern diese relativ kurzen Zusammenfassungen für policy-maker. Auch in diesem Zusammenhang gibt es dann etwas, bei dem ich auf einen bestimmten Regelbegriff gestoßen bin. Die Klimaforscher des IPCC haben da etwas eingeführt, etwas von außen kam, also nicht aus dem Kreis der Klimaforscher im engeren Sinne. So etwas, dass man als eine »Grammar of confidence« (dazu Viehöver 2010, S. 147 ff.) bezeichnen kann. Da wurden bestimmten Worten oder Wortkombinationen Wahrscheinlichkeitsintervalle zugeordnet, mit dem Ziel, für Nicht-Klimaforscher verständlicher und glaubwürdiger zu werden, weil die Experten in ihren Sachstandberichten vorher letztlich immer wieder hin und her schwanken, hinsichtlich dessen, was sie mit »sehr wahrscheinlich«, »hoch wahrscheinlich«, »extrem wahrscheinlich« usw. meinten. Dann haben sie hinterher eine »Grammatik des Vertrauens« entwickelt und vereinbart, und diese sollten sich alle Autorinnen und Autoren der IPCC Bände gleichsam hinter die Ohren schreiben, der zufolge die Beitragenden, die eine bestimmte Wortkombination verwenden, diese dann systematisch immer mit bestimmten Wahrscheinlichkeitsintervallen verbinden sollten.

Wolf-Andreas Liebert

Wie auf so einem Beipackzettel, nicht wahr? Wenig = 0,5 Prozent der Fälle, häufige Nebenwirkungen ...

Willy Viehöver

Ja, wie dann Zahlen mit bestimmten Wortkombinationen verbunden werden, auch da ist dann nicht vorgeschrieben, dass sie das dann tatsächlich tun müssen, aber es gibt Kontrollinstanzen, die sich die Texte dann ansehen, bevor sie angenommen oder veröffentlicht werden. Und dann kann da sehr viel stärker auf die Wahl der Begrifflichkeiten zugegriffen werden. Aber ich fand schon ganz interessant, dass dann jetzt auch unter uns augenscheinlich sehr unterschiedliche Vorstellungen kursieren, die die Auslegung des Regelbegriffes betreffen. Vielleicht müsste man auch eine Typologie der diskursgenierenden und strukturierenden »Regeln«, die wir hier meinen, aufstellen. Wobei unter Umständen auch ganz deutlich eine ethische Komponente bei der Verwendung des Begriff der Regeln vorkommt, und dann gibt es andere Fassungen, wo dies gar keine großartige Rolle spielt. Wie dem auch sei, hier besteht für mich weiterhin Klärungsbedarf.

Als wir eben mit der Sequenzanalyse eingestiegen sind, da hatte ich das Gefühl, dass ich gleich den Faden verlieren würde, weil ich das nicht mehr mit irgendeiner gemeinsamen Fragestellung verbinden konnte, die man in einer doch heterogenen Gruppe ver-

5 IPCC (2007): Procedure for the Preparation, Review, Acceptance, Adoption, Approval and Publication of IPCC Reports; Appendix to the principles Governing IPCC Work, Adopted at the Fifteenth Session (San Jose, 15-18 April 1999, amended at the Twentieth Session (Paris, 199-21 February 2003, Twenty-fifth Session (Vienna, 3 and 6-7 November 2003), and Twenty-Ninth Session (Geneva, 3 August-4 September 2008).

folgt. Da ist mir dann eben eingefallen; vielleicht wäre das so ein Experiment von dem wir eben sprachen, weil es wahrscheinlich ist, dass es doch jeder kennt. Du, Reiner, hast in dem Buch an einer Stelle – und ich würde das auch so sehen – mal vielleicht auch leichtfertig gesagt: »Nehmen wir mal Max Webers ›Protestantische Ethik‹. Diese könnte man ja als eine frühe Diskursanalyse lesen.« Da haben wir dann gleich auch eine sozialwissenschaftliche Aussage über die Wirkung von Diskursen mit dabei. Wenn ich dann sage: »Okay, man könnte ja so etwas einmal aus diskursanalytischer Perspektive beleuchten.« Also nachvollziehen, was Weber gemacht hat oder was er hätte machen müssen, damit er dann wirklich eine Diskursanalyse hätte machen können. Und da würde ich meinen – so was ich heute von euch allen gehört habe –, dass fast alle von euch sagen würden, dass sie an eine solche Aufgabe vermutlich »rekonstruktiv« herangehen würden. Und du Reiner hast dann auch noch den einen Satz geschrieben: »Was hat er gemacht? Er hat sich religiöse Ratgeberliteratur angeguckt!« Gibt es da nicht schon eine Intervention, die sagen könnte, er hat sich das falsche Material ausgeguckt? Ich weiß nicht. Also wenn ihr dann sagen würdet: »Religiöse Ratgeberliteratur, da hat er dann die verschiedenen protestantischen Sekten verglichen, hat sich aber über einige Religionen eher ausgeschwiegen...« Ist das dann ein weiterer Fehler? Aber lassen wir diese Frage einmal beiseite. Aber wenn ihr Sprachwissenschaftler jetzt an Webers Materialien rangehen würdet, was würdet ihr dann tun? Du Wolf-Andreas hättest jetzt beispielsweise die religiöse Ratgeberliteratur, die Max Weber untersucht hat. Dann könntest du sagen: Okay, ich wähle zur Analyse die Sequenzanalyse? Oder was würdest du tun?

#### Wolf-Andreas Liebert

Kommt ganz darauf an. Du kannst, wenn du die maschinenlesbar vorliegen hast, und du hast Kategorien wie Metaphern oder so etwas, dann kannst du die entweder kodieren und auswerten, oder du kannst Sequenzanalysen machen von den Texten und daraus bestimmte Untersuchungskriterien rausziehen und die Auswahlinheiten dann zusammenstellen und das dann nach und nach analysieren. Du kannst auch Genre-Analysen machen. Da gibt es vielfältige Formen was du damit machen kannst (Liebert 2002, 2004, 2016).

#### Willy Viehöver

Vielleicht habe ich das noch immer nicht richtig klar gemacht. Das Beispiel, was du Werner da jetzt mit diesem kleinen Tischgespräch gebracht hast, löst bei mir zunächst als Soziologe ein Desinteresse aus. So etwas würde mich einfach nicht interessieren, es sei denn, du könntest mir deine Fragestellung genauer erklären, sagen weshalb dich das umtreibt.

#### Werner Schneider

Jetzt hier bei dem Beispiel? Nein. Ich habe das Beispiel eigentlich nur genommen, weil das in der Literatur bekannt ist. Weil daran die Sequenzanalyse expliziert wird. Aber ich kann dir hier auch ein anderes Beispiel nennen. Zum Beispiel das mit der Lehrerin. Ich mache jetzt mal Schulforschung und beobachte in einem Klassenzimmer eine kleine Szene, wo ein Mädchen und ein Junge in Streit geraten und der Junge pöbelt das Mäd-

chen an, und die Lehrerin versucht zu intervenieren, und in der Art und Weise wie sie es macht, hat sie keinen Erfolg. Der Junge pöbelt weiter. Das ist eine banale Szene und man könnte sagen, das interessiert mich nicht. Aber ich würde sagen, soziologisch wäre das für mich interessant unter einer Diskursfragestellung. Wie werden hier beispielsweise Akteursrollen ausgestaltet? Wie werden hier Subjekte positioniert und was steht ihnen an Aussagemöglichkeiten zur Verfügung bezüglich der Ausübung von Macht oder Beeinflussung des anderen? Was passiert hier, dass womöglich ein 10-jähriger Junge es schafft, vielleicht durch eine kurze Reaktion auf die Intervention der Lehrerin sogar die Lehrerin selbst in ihrer institutionell zugeschriebenen Autoritätsposition auszuhebeln? Dass sie vielleicht sogar plötzlich auf der gleichen Stufe steht wie das Mädchen, das er anpöbelt. Dazu gibt es ähnliche Beispiele in der Literatur. Und das finde ich diskurstheoretisch interessant. Weil man sagen kann, ich kann an so einer kleinen Szene im Kern wohlmöglich die Wirksamkeit von diskursiven Formationen (hier z.B. Geschlechter- und Erziehungsdiskurs) in ihren Verknüpfungen, in ihren Machtrelationen explizieren oder rekonstruieren. Das könnte ich jetzt nahtlos auf die Ess-Szene übertragen.

Willy Viehöver

Das hast du nur eben nicht gemacht. Dadurch hing das für mich dann doch sehr in der Luft.

Werner Schneider

Ich wollte daran jetzt auch nicht eine diskurstheoretische Fragestellung illustrieren, sondern: Inwieweit müsste man bei der Frage nach der methodischen Praxis in das Konkrete gehen? Und ich wollte eigentlich nur die Quintessenz formulieren und in den Raum stellen: Ich denke, dass wir in der methodischen Explikation von Diskursanalyse noch lange nicht weit genug gegangen sind, wobei das Ziel eben nicht Kanonisierung sein sollte. Methodisches Vorgehen im Kontext von Diskursanalyse konkret zu explizieren anhand der verfügbaren methodischen Operationen, die wir kennen, die wir in Methoden-Workshops lehren und lernen können, und wie man sie konkret unter diskurstheoretischer Perspektive in diskursanalytischer Praxis einsetzt. Das meinte ich damit. Und da glaube ich, dass wir noch Nachholbedarf haben – ich kann das nur für die Soziologie beurteilen, das war so der Hintergrund der Frage.

Jürgen Spitzmüller

Ich weiß nicht, ob ich die Frage richtig verstehe. Ein Problem, was ich sehe, ist Folgendes: Wenn man mikroanalytisch einen Text oder Gespräch in den Blick nimmt und dort ganz konkret die kommunikativen Prozesse untersucht und versucht, diese im diskursiven Kontext zu erläutern, handelt man sich sofort den Vorwurf ein, dass man ja nur einen Text analysiert habe. Wenn man hingegen Korpora verwendet, also große Textmengen analysiert, handelt man sich den Vorwurf ein, dass man generalisiert. Und selbst wenn man beides verbindet, wenn man also sagt: »Ich zeige erst einmal die Muster auf und dann an einem Text ganz genau mikroanalytisch die Feinheiten«, selbst dann ist man dem Vorwurf ausgesetzt, dass man irgendetwas ausblendet.

### Werner Schneider

Ja, das ist ein altes Problem – auch im Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung. Das würde mich jetzt als Problem aber nicht so wirklich bewegen, weil ich da einfach sagen würde, ich muss halt so argumentieren, dass es möglichst plausibel und nachvollziehbar wird, dass ich tatsächlich an diesem einen Beispiel das Allgemeine, das Generalisierbare zeige und nicht beim Besonderen gleichsam hängenbleibe. Dann könnte ich ja bei meinem Schulbeispiel von eben sagen, dass es mir dabei wirklich um das Geschlechterverhältnis *per se* geht, das sich im Kern an diesem einen Beispiel explizieren lässt. Entweder das überzeugt, weil es am Einzelfall das Typische zeigen kann, oder es überzeugt weder in der Einzelfallrekonstruktion noch in der Generalisierung; einen Hardcore-Statistiker wird so etwas nie überzeugen.

### Jürgen Spitzmüller

Ich erlebe einfach häufig genug, wie genau das Diskurslinguisten zum Vorwurf gemacht wird. Und das hat, glaube ich, mit dem diskutierten Regelbegriff zu tun. Wenn zum Beispiel jemand in seinem Vortrag nur einen Zeitungsbericht hernimmt, um an diesem diskursive Prozesse zu exemplifizieren, folgt gleich der Einwand: »Ja, aber das ist ja nur *ein* Zeitungsartikel«. Selbst Diskurslinguisten, die wissen, dass der Referent große Korpora untersucht hat, halten ihm das in diesem Vortrag vor. Die zugrunde liegende Vorstellung ist: »Das ist doch keine Regel, ich kann doch nicht aus einem Text eine Regel oder ein Muster ableiten«.

Das zeigt, wie stark die Art und Weise, wie wir an Dinge herangehen, von unseren disziplinären Hintergründen geprägt ist. So erklärt sich auch, warum die Gesprächsanalyse aus der Diskurslinguistik ausgegrenzt wurde.

### Reiner Keller

In dieser Idee Wissenssoziologischer Diskursanalyse habe ich ja unter anderem so etwa seit dem Frühjahr 2003, vielleicht auch etwas früher, eine Ethnographie von Diskurspraxis vorgeschlagen (Keller 2011). Also man kann konkrete Situationen in den Blick nehmen, und ich muss nicht die Makroebene betrachten. Ich kann natürlich auch bei irgendeiner dieser Akteursgruppen in die Binnenperspektive gehen und versuchen, genauer zu rekonstruieren, wie die das aufbauen. Und kann das trotzdem im Bezug auf den Diskurs oder auf einen Diskurskontext begreifen, und nicht nur – das wäre eben der Unterschied – zu sagen, ich mache eine Interaktionsanalyse von Männern und Frauen, oder ich mache eine Organisationsanalyse des Krankenhauses, sondern ich habe bei dem, was ich da analysiere, so eine Perspektive mit dabei zu sagen, das hängt mit einem Diskurskontext zusammen und wird von mehreren oder vielen Diskursen mit durchzogen und strukturiert. Deswegen würde ich sagen: legitim ist es. Inga Truschkat (2008) hat eine Promotion gemacht über Kompetenz, über Bewerbungsgespräche, wo sie stärker konversationsanalytisch orientiert 16 Einstellungsgespräche untersucht und vorher so ein bisschen aus Diskursperspektive Kompetenzdiskurse in den Blick nimmt – was sind in der Literatur die Vorstellungen von Kompetenz und Nachweis von Kompetenz –, und dann versucht zu zeigen, wie taucht das eigentlich da auf oder wie kann man das zueinander relationie-

ren. Tatsächlich finden sich ganz ähnliche Muster. Von daher ist meine Vermutung, dass das noch öfters gemacht wird. Oft ist es sehr stark nach einem Baukastensystem: Die erste Hälfte des Buches ist das und die zweite Hälfte des Buches ist das. Wie man es zusammen kriegt, ist noch eher offen.

Jürgen Spitzmüller

Dass eine Kombination von mikro- und makroanalytischen Zugängen wichtig ist, ist unbestritten. Aber sie ist eben schwer plausibel umzusetzen. Im Zweifel heißt es: »Da hast du dir gerade das Beispiel rausgesucht, das schön dein Muster bestätigt«. Die Kluft zwischen dem Einzeltext und den Korpora ist ja schon rein arbeitspraktisch kaum zu füllen.

Wolf-Andreas Liebert

Es ist natürlich schon eine Erfahrung, die man selbst auch mal gemacht hat. Wenn man mit einem Einzeltext oder einem Einzelgespräch arbeitet, ist das natürlich ein Unterschied zum Arbeiten mit mehreren Texten. Es geht ja gar nicht mal darum, dass du das jetzt repräsentativ erfasst. Aber die Erfahrung, über den einzelnen Text hinauszukommen, haben wir ja alle schon gemacht. Ich denke gerade in der Gesprächsanalyse, dass da noch Aspekte reinkommen, die bei einem Einzeltext doch idiosynkratisch waren. Der Punkt ist, du brauchst nicht alle, du brauchst kein Riesenkorpus, aber du brauchst irgendwo eine kritische Masse an Texten, die schon erreicht werden muss. Diese Masse kann man nicht zu hundert Prozent bestimmen, wo die liegt, aber trotzdem ist dieser Zwischenbereich schon ganz wichtig. Es ist schwer, mit so einer Kritik umzugehen, aber wenn man jetzt nur einen einzelnen Text hat, da würde ich schon auch sagen, woher weißt du, dass der zweite Text nicht ganz anders aussieht? Ein paar Texte muss man also schon haben, die kritische Masse muss da sein. Es ist ja eigentlich immer ganz einfach. Man kann dann statistisch argumentieren: Du hast ja niemals eine Grundgesamtheit vom »Diskurs«. Wo will man die auch herkriegen? Auch nicht von der Sprache oder von Kommunikationsereignissen. Von Anfang an war das ein Problem des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim: Wie baue ich das Korpus auf für bestimmte Sprachen? Wir wollen ein repräsentatives Korpus haben, und da gab es ja die Diskussion, was ist ein repräsentatives Korpus? Und da war dann irgendwann klar: Es gibt kein repräsentatives Korpus! Du kannst nur bspw. alle Ausgaben des SPIEGEL nehmen, die bisher erschienen sind. Dann kannst du über dieses Spiegel-Korpus eben repräsentative Aussagen machen – aber mehr auch nicht.

Jürgen Spitzmüller

Mehr brauchen wir auch nicht, wir brauchen ja keine statistische Repräsentativität.

Wolf-Andreas Liebert

Nein, nein, aber das ist ja auch die Konsequenz, wenn jemand sagt: »Musst du nicht irgendwo alles erfassen?« Aber alles kannst du ja gar nicht erfassen, allein aus theoretischen Gründen geht das gar nicht.

## Achim Landwehr

In der Geschichte ist das ja das gleiche. Es lässt sich schlicht und ergreifend nicht erfassen, wann dieser Grad von Plausibilität erreicht ist. Irgendwann wird es dann banal. Man muss sich auch oft auf das Bauchgefühl verlassen, beziehungsweise nicht nur auf das Bauchgefühl. Aber für mich ist Wiederholung ein relativ wichtiges Moment. Wenn sich für mich vielleicht sogar auch statistisch nachweisen lässt, dass bestimmte Äußerungen sich tatsächlich immer wiederholen und sich dann auch bei mir persönlich Langeweile einstellt, dann denke ich mir häufig, dass doch jetzt eine gewisse kritische Masse erreicht sein dürfte. Doch wie gesagt: Das lässt sich methodisch einfach nicht kontrollieren, zumindest ich weiß nicht, wie man das methodisch kontrollierbar machen könnte.

## Willy Viehöver

Jetzt nur noch einmal wieder mit der Wiederholung. Es ist natürlich so, dass, wenn man Felder untersucht, wo es um verschiedene narrative Deutungsmuster geht, dann hat man dieses Problem noch viel stärker, insbesondere dann, wenn man am Ende irgendwelche Hegemonialaussagen machen will. Dann wird das noch einmal ungleich komplizierter.

## Achim Landwehr

Eben deswegen sage ich ja, dass ich nicht wüsste, wie man das einigermaßen generalisierend bestimmen sollte. Wie groß diese Masse sein sollte... Reiner weiß es?

## Reiner Keller

Nein, natürlich nicht. Aber etwas mehr kann vielleicht schon gesagt werden. Ich finde gerade diese Strategie aus der »grounded-theory« – nicht DIE »grounded-theory« – sondern wirklich AUS der »grounded-theory« innerhalb der Soziologie hilfreich (vgl. Strauss 1994). Zu fragen: wie gehe ich durch ein Korpus hindurch, wie baue ich es auf? Hier habe ich sozusagen zwei Vorschläge: minimale und maximale Kontrastierung, das heißt: ich suche nach möglichst ähnlichen oder möglichst unterschiedlichen Texten. Das ist eigentlich der Weg, wie man zu diesem Sättigungsgefühl kommt. Und ein theoriegeleitetes Sampling, also zu versuchen, gezielt Kontrastfälle zu schaffen, oder auch Ergänzungsfälle zu schaffen. Das ist das, was man in dem Bereich an Reflexion oder an Plausibilisierung erreichen kann. Um den Weg zu diesem Gefühl ein bisschen kontrollieren oder systematisieren zu können.

## Werner Schneider

Zwei Anmerkungen zu den bislang diskutierten Punkten. Erste Anmerkung: Das Problem ist aus meiner Sicht, dass das wiederum eine Daumenregel, eine Richtschnur ist; die liest man bei Strauss, die liest man in den grounded-theory-Einführungen und die gibt man in Methodenseminaren so weiter, und die Leute sind hoch erfreut und sagen: »Super! Hab ich ja noch gar nicht gewusst, dass man das mit dem Sampling so machen kann, dann probiere ich es jetzt mal.« Die kommen dann schnell wieder und haben immense Probleme. Und warum? Weil zum Beispiel die Vorgabe, so wie sie formuliert ist, voraussetzt, dass ich meinen ersten Fall habe und dann eigentlich schon weiß, nach welchen Ka-



tegorien ich jetzt im Weiteren zu suchen habe, um so etwas wie maximale und minimale Differenz überhaupt erst identifizieren zu können. Was macht die Differenz? Das muss ich ja angeben können, sonst kann ich ja nicht minimal und maximal identifizieren. Jetzt könnte ich sagen: Okay, das kriege ich ja vielleicht noch hin, wenn ich sauber meinen ersten Fall analysiere, dann bekomme ich vielleicht eine Vorstellung davon, was man da als Kategorie(n) nehmen könnte. Ich produziere aber sofort das zweite Problem, dass ich sage: Jetzt habe ich hier aber weitere fünf Texte, und ich müsste die ja wohlmöglich auch erst einmal analysieren, um sagen zu können, ob das jetzt minimale oder maximale Differenz ist. Ist die Kategorie denn jetzt überhaupt in dem Text enthalten, wird die da adressiert oder finde ich die da? Worauf ich hinaus will: Ich will nicht die Sinnhaftigkeit dieser Strategie des theoretical sampling *per se* in Frage stellen, sondern ich will auf die praktischen Umsetzungsprobleme hinweisen. Auch da würde ich sagen: Bräuchte es nicht eine genauere Ausbuchstabierung von so einem Hinweis im Kontext von Diskursanalyse? Dann komme ich gleich zu der zweiten Anmerkung, wo ich nämlich glaube, dass so etwas hilfreich wäre. Ich würde sagen: nicht einfach nur minimale und maximale Differenz, was natürlich sehr stark vom jeweiligen Themenfeld abhängig ist. Ich sage auch: »Schaut euch das Themenfeld genau an.« Gibt es hier zum Beispiel innerhalb des Feldes institutionelle Prozeduren, vom Feld selbst, die solche Selektionen treffen, die Differenzen markieren? Und sucht dann danach eure Texte zusammen. Also sozusagen die Selektionen des Feldes selber als Hinweis zu nehmen wie solche diskursiven Formierungen vollzogen werden. Ich illustriere es kurz, wie ich mir das bei meiner Arbeit über die deutsche Transplantationsgesetzgebung gedacht habe (1999). Dort habe ich mich gefragt, welche Texte ich für die Analyse der Hirntoddebatte nehmen sollte. Ich hätte eigentlich Medien rauf und runter nehmen können, von Bildzeitung bis was weiß ich in welchen Zeitungen waren z.B. die Berichte über jenen sogenannten ›Erlanger Fall‹ und vieles mehr zu finden. Und da habe ich mich dann gefragt, wie ich hier minimale oder maximale Differenz erzielen sollte. Was aber hat sich im Feld ergeben? Das waren verschiedene politische Debatten zwischen Interessenvertretern und politischen Parteien, diverse Expertenanhörungen, und es gab eine abschließende Bundestagsdebatte zum Transplantationsgesetz und am Ende stand der Gesetzestext. Was ich hier also über einen Zeitraum von fünf Jahren habe, das ist sozusagen die Selektionsdynamik des Feldes selbst, das über institutionalisierte Selektionsprozesse einen Textkorpus produziert hat, mit Innen und Außen, mit minimaler und maximaler Differenz, mit Inklusion und Exklusion. Das wäre jetzt nur eine kurze Illustration, bei der ich denke, es stellt sich vielleicht nicht immer so simpel dar wie in meinem Beispiel, wo man sagen konnte: okay, dann mache ich den Textkorpus einfach so, dass ich jetzt von hinten, beim Gesetzestext anfangen, dann nach oben bzw. auf dem Zeitstrahl zurückgehe und schaue, was an welcher Stelle, zu welchem Zeitpunkt noch drin ist, was rausfällt oder eben schon zu Beginn des Selektionsprozesses gar nicht reinkam. Kurz: Das sampling wäre als kein ›theoretisches‹, sondern ein systematisches Verfolgen der Selektionen im Feld. Das wären für mich solche Methodenfragen, die wir, glaube ich, noch nicht hinreichend ausgelotet haben. Und ich meine, dass dieses Beispiel auch zu prüfen wäre, inwieweit man sich über die Disziplinen hinweg austauschen und informieren könnte. Historiker oder Linguisten gehen in ihren Analysen

mit anderen Strategien vor als Soziologen und umgekehrt – da könnte man viel darüber diskutieren, was man wechselseitig wie adaptieren kann.

Achim Landwehr

Wobei ich mir da gerade denke, für den speziellen Fall, den du jetzt beschrieben hast: Am Beginn einer solchen Arbeit und am Beginn der Auseinandersetzung mit einem bestimmten methodischen Setting um diese Schwierigkeiten kommt man egal bei welchem methodischen Setting nicht herum, denn ich weiß nicht, bevor ich nicht anfrage, was ich eigentlich wissen will und wo ich suchen muss, und da ist es egal, ob ich jetzt Diskursanalyse oder sonst etwas mache. Ich muss erst einmal kreuz und quer lesen, um mir zumindest einen groben Überblick zu verschaffen. Deswegen glaube ich, dass egal welche Methode sie jetzt machen würden, sie würden sowieso nach einer Woche wieder da stehen und sagen: Jetzt bin ich genauso schlau wie vorher.

Wolf-Andreas Liebert

Aber es zielt ja eigentlich schon auf die Struktur des Samplings ab, so wie du es sagst. Das ist noch eine Ebene vorher. Aber wenn ich jetzt mal das Sampling habe, dann nützt es mir nichts, wenn ich in ein Feld gucke, das ich vorher gar nicht berücksichtigt habe. Also hätte ich mir einfach Ratgeberliteratur aus der grounded theory zusammengesucht, dann wäre ich ja jetzt gar nicht darauf gekommen, was du hättest machen können.

Werner Schneider

Hätte Weber eine Diskursanalyse gemacht, dann hätte er vielleicht Ratgeberliteratur angeguckt, aber er hätte vielleicht auch noch anderes mit einbezogen, und hätte dann das Problem »minimale/maximale Differenz« auch auf ganz bestimmte Arten und Weisen lösen können. Mit dem was du sagst, hast du völlig Recht. Klar braucht man immer den Anfang und der ist auch immer offen bzw. gerade deswegen »festlegungsbedürftig«. Mir ging es jetzt aber auch nicht so sehr um den Anfang, sondern tatsächlich auch um das »wie-ackere-ich-mich-durch?«

Reiner Keller

Ich will nochmal kurz das Thema Sequenzanalyse aufgreifen. Das ist natürlich in der Soziologie in Deutschland sehr stark mit Ulrich Oevermann (z.B. Oevermann et al. 1979) verbunden oder in den Erziehungswissenschaften oder *per se* ist es ja eher aus der Konversationsanalyse mit verschiedenen Operationen und wird in ganz verschiedenen Zusammenhängen eingesetzt und in anderen Varianten von Deutungsmusterforschung, die es mal gab (vgl. Hitzler/Honer 1997). Oder auch bei der grounded-theory, die sagen auch zum Teil – ich denke hier an Strauss (1994) – machen sie Sequenzanalysen, in dem Vorgehen. Das ist wichtig, dies offen zu halten. Sequenzanalyse heißt nicht notwendigerweise Fallstrukturekonstruktion im Sinne von Oevermann. Sondern Sequenzanalyse heißt nur eine starke Disziplinierung in der Vorgehensweise der Analyse. Dann kommt erst die Frage hinzu: Auf was ich den vorliegenden Text eigentlich befrage. Aber das wird, wie du schon sagst, inzwischen sehr stark assoziiert. Es gab letzts ein Semi-

nar an der LMU über Objektive Hermeneutik als Diskursforschung, mit Sequenzanalyse und Fallstruktur.

Wolf-Andreas Liebert

Ganz klar, in der Textlinguistik ist das auch üblich. Da heißt das Textverlaufsanalyse. Aber da ist nicht damit gemeint, dass man nur einen Text analysiert, sondern es ist schon so gedacht, dass man mehrere Texte sequenziell analysiert oder mehrere Gespräche sequenziell analysiert. Sozusagen als emergentes Phänomen aus mehreren Interpretationen sich dann eben auch Strukturen erkennen lassen, das wäre das Verfahren. Das eignet sich bei sequenziellen Strukturen. Bei nicht-sequenziellen oder nicht-linearen Strukturen müssen natürlich entsprechend andere Interpretationsverfahren angewendet werden..

Werner Schneider

So viel zur Methodendebatte.<sup>6</sup>

## Literatur

- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band I: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript.
- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Band II: Methoden und Analysepraxis. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript.
- Berger, P./Luckmann, Th. (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bohnsack, R. (2006): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden. Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch, Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Böke, K. (1996): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer »parzellierten« Sprachgeschichtsschreibung. In: Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch, Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 431–452.
- Bublitz, H. (2002): Judith Butler zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clarke, A. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: VS.
- DiskursNetz (Hrsg.) (2014): Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp.
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G. (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich, S. 133–164.
- Foucault, M. (2001a): Linguistik und Sozialwissenschaften. In: Defert, D. (Hrsg.): Dits et Écrits. Schriften in vier Bänden. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 1042–1068.
- Foucault, M. (2001b): Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle d'épistémologie. In: Defert, D. (Hrsg.): Dits et Écrits. Schriften in vier Bänden. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 887–931.

6 Die Diskussionsrunde wird im nächsten Heft fortgesetzt.

- Geideck, S./Liebert, W.-A. (Hrsg.) (2003): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin und New York: de Gruyter.
- Heinze, T./Klusemann, H.-W./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1980): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: Päd. Extra Buchverlag.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich
- Jung, M. (1996): Linguistische Diskursgeschichte. In: Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 453–472.
- Jung, M./Niehr, T./Böke, K. (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kauppert, M./Leser, I. (Hrsg.) (2014): Hillarys Hand: Zur politischen Ikonographie der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
- Keller, R. (2009): Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Truschkat, I. (2014): Angelus Novus: Über alte und neue Wirklichkeiten der deutschen Universitäten. Sequenzanalyse und Deutungsmusterrekonstruktion in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2. Bielefeld: transcript, S. 294–328.
- Kress, G./van Leeuwen, T. (1996): Reading Images: The Grammar of Visual Design. London: Routledge.
- Liebert, Wolf-Andreas (2002): Wissenstransformationen. Handlungsemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten. (Studia Linguistica Germanica; 63). Berlin, New York: de Gruyter.
- Liebert, Wolf-Andreas (2004): Diskursdynamik in der Risikokommunikation. Eine diskurslinguistische Untersuchung der Trierer Luftschadstoff-Debatte. In: Deutsche Sprache, 32, 2:137–161.
- Liebert, Wolf-Andreas (2016): Kulturbedeutung, Differenz, Katharsis. Kulturwissenschaftliches Forschen und Schreiben als zyklischer Prozess. In: Luth, Janine, Ptashnyk, Stefaniya und Vogel, Friedemann (Hrsg.): Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen. Korpus – Pragmatik – kontrovers. Heidelberg: Winter. (=Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften (EZS); 4). S. 21–42.
- Nohl, A.-M. (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 352–434.
- Przyborski, A./Haller, G. (Hrsg.) (2014): Das politische Bild: Situation Room: Ein Foto – vier Analysen. Opladen: Barbara Budrich.
- Rotman, C. (2001): Elizabeth Teissier docteur des astres. Polémique universitaire autour de sa thèse de sociologie. In : Libération, 9.4.2001 (o.S.)
- Schneider, W. (1999): »So tot wie nötig – so lebendig wie möglich!« Sterben und Tod in der fortgeschrittenen Moderne. Eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster: Lit-Verlag.
- Spies, Tina und Elisabeth Tuijter (Hrsg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: SpringerVS, 2017
- Spitzmüller, J./Warnke, I.H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und Boston: de Gruyter.

- Stötzel, G./Wengeler, M. (Hrsg.) (1995): *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Strauss, A. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Truschkat, I. (2008): *Kompetenzdiskurs und Bewerbungsgespräche. Eine Dispositivanalyse (neuer) Rationalitäten sozialer Differenzierung*. Wiesbaden: VS.
- Viehöver, W. (2010): *Governing the Planetary Greenhouse in Spite of Scientific Uncertainty*. In: *Science, Technology & Innovation Studies* Vol. 6(2), S. 127–154.
- Von Polenz, P. (1985): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin: de Gruyter.
- Wengeler, M. (1997): *Vom Nutzen der Argumentationsanalyse für eine linguistische Diskursgeschichte. Konzept eines Forschungsvorhabens*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 28/80, S. 96–109.
- Wengeler, M. (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Niemeyer.
- Wittgenstein, L. (1969): *Schriften. Band 1: Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 279–544.

*Anschrift:*

Prof. Dr. Reiner Keller  
Lehrstuhl für Soziologie, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät  
Universität Augsburg, Universitätsstr. 2, 86159 Augsburg  
E-Mail: reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Achim Landwehr  
Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit  
Heinrich Heine Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf  
E-Mail: landwehr@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert  
Institut für Germanistik, Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz  
Universitätsstraße 1, 56070 Koblenz  
E-Mail: liebert@uni-koblenz.de

Prof. Dr. Werner Schneider  
Professur für Soziologie mit Berücksichtigung der Sozialkunde  
Universität Augsburg, Universitätsstr. 2, 86159 Augsburg  
E-Mail: werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Jürgen Spitzmüller  
Lehrstuhl für angewandte Sprachwissenschaft  
Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, Österreich  
E-Mail: juergen.spitzmueller@univie.ac.at

Dr. Wilhelm Viehöver  
Vertretungsprofessur für Soziologie mit Schwerpunkt Globalisierung  
Hochschule Fulda, Leipziger Straße 123, 36037 Fulda  
E-Mail: wilhelm.viehoever@sk.hs-fulda.de

## Review

Spies, T./Tuider, E. (Hrsg.) (2017):  
Biographie und Diskurs.  
Methodisches Vorgehen und  
Methodologische Verbindungen.  
Wiesbaden: VS.

In dem von Tina Spies und Elisabeth Tuider herausgegebenen Band »Biographie und Diskurs« spiegelt sich die Breite und Vielfalt von Forschungsarbeiten wider, in denen biographische und diskursanalytische Ansätze miteinander in Verbindung gebracht werden. Um die, auf den ersten Blick nicht unproblematische Verknüpfung beider Forschungstraditionen, sind ForscherInnen bereits seit längerem bemüht. Bislang aber fehlte eine Publikation, in der diese Vielfalt an methodologischen Überlegungen und empirischen »Lösungen« der Frage nach der Verbindung von Diskurs und Biographie gesammelt in Dialog miteinander gebracht wurden. Der Band leistet gerade dies und macht dabei nicht nur auf die Vielfalt von Arbeiten aufmerksam, denen an einer Verbindung der zwei Forschungstraditionen gelegen ist, sondern verdeutlicht vor allem auch, dass die oftmals konstatierte Unvereinbarkeit beider Ansätze gar nicht so absolut ist. Das Anliegen des Bandes ist es also, die (vermeintlich) unüberwindbaren Gegensätze zu schließen und vielmehr auf Überschneidungen und Anknüpfungspunkte aufmerksam zu machen. Es zeigt sich dabei in den Beiträgen die große Anschlussfähigkeit der Fragestellung für unterschiedliche theoretische Ansätze (neben verschiedenen diskurs- und biographietheoretischen Herangehensweisen, sind dies etwa postkoloniale, gouvernementalitätstheoretische oder praxeologische) und ihre methodische Umsetzungen.

Das Buch ist in diesem Sinne eine überfällige Zusammenführung von Arbeiten, die sich produktiv mit der Frage der Verbindung von Diskurs- und Biographieforschung auseinandersetzen. Es eignet sich für alle methodologisch und methodisch interessierten ForscherInnen. Insbesondere für ForscherInnen, die sich entweder in der einen oder anderen Forschungstradition verorten. Denn in vielen Arbeiten wird sich früher oder später die Frage nach der Stellung, entweder

der gesellschaftlich-diskursiven Rahmung von Biographien, oder umgekehrt der Rolle des Subjekts in Diskurskontexten stellen. Hierfür liefern die Beiträge des Sammelbandes gute Möglichkeiten des Weiterdenkens. Selbstverständlich eignet sich der Band auch für Forschende, die sich selbst mit der Frage der Verknüpfung von Diskurs- und Biographieforschung auseinandersetzen für weitere Anregungen und zur Kontextualisierung der eigenen Arbeit.

Der Band gliedert sich in zwei Hauptteile: im ersten Teil sind sieben Beiträge versammelt, in denen methodologische und theoretische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency verhandelt werden. Im zweiten Teil dann folgen stärker empirische Artikel, die methodische Fragen der Verbindung von Diskurs und Biographieforschung behandeln.

Den Beiträgen voran gestellt ist eine instruktive und informierte Einleitung der beiden Herausgeberinnen. Gut verständlich, ohne dabei die Komplexität der Debatten unnötig zu vereinfachen, rekonstruieren sie die zentralen Argumentationslinien der Auseinandersetzung. Sowohl die Skepsis der diskurstheoretisch informierten Arbeiten gegenüber der (vermeintlichen) Annahme eines mit sich selbstidentischen Subjekts in der Biographieforschung und umgekehrt, die Kritik von Biographieforschenden an diskurstheoretischen Arbeiten, ihnen mangle es an einem Akteurs- und Handlungsbegriffs, werden dabei skizziert. Auf die jeweiligen Debatten wird überblicksmäßig eingegangen, wobei deutlich wird, dass es, wie die Autorinnen betonen, weder »die« Diskurs- noch »die« Biographieforschung gebe. Spies und Tuider benennen das Subjekt als Kern der Frage, an der sich die Kritik an der je anderen Forschungstradition festmache. Gleichzeitig sei die Auseinandersetzung um die Frage nach dem Subjekt Dreh- und Angelpunkt der wechselseitigen Annäherung: So habe es innerhalb der Diskursforschung vielfältige Weiterentwicklungen gegeben, die das Subjekt nicht allein als »Effekt von Diskursen« verstehen, sondern nach dem Eigenanteil von Subjekten an ihrer Subjektivierung fragen und ebenso gebe es innerhalb der Biographieforschung Auseinandersetzungen um die Frage nach dem gesellschaftlich-normativen »Gemachtsein« von Biographie. Die Autorinnen betonen in der Einleitung also weniger die vermeintlichen Gräben zwischen beiden Ansätzen,



sondern legen den Schwerpunkt ihrer Darstellung auf die bereits bestehenden Anknüpfungspunkte und zeigen auf, dass in beiden Ansätzen die Frage nach der Rolle bzw. dem Status des Subjekts fruchtbarer Ausgangspunkt für theoretische und empirische Überlegungen zu ihrer Verbindung ist. Damit setzen sie einen informativen Rahmen für die dann folgenden Beiträge.

In den Beiträgen des ersten Teils des Sammelbandes (»Methodologische Überlegungen zu Subjekt – Macht – Agency«) werden methodologische und theoretische Konzepte zur Verbindung von Diskurs- und Biographie vorgestellt. In vielen Beiträgen steht dabei die Frage nach der »Subjekt-Werdung« oder Subjektivierung im Mittelpunkt, wie sie im Zusammenhang beider Traditionen gedacht werden können und was beide voneinander lernen können.

Um die Frage der Subjektivierung geht es *Reiner Keller* und *Saša Bosančić* in ihrem Beitrag »Conchita Wurst oder: Warum ich (manchmal) ein(e) Andere(r) ist. Macht, Subjekt, Handlungsfähigkeit – Über Erleben, Erfahrung und (Auto-)Biographisieren aus Sicht der Wissenssoziologischen Diskursanalyse«. Ausgehend von einem Akteurs- und Subjektkonzept der wissenssoziologischen Diskursanalyse, in dem weder eine vollkommene Determiniertheit noch Autonomie des Subjekts angenommen wird, nehmen die Autoren eine individuelle Interpretationsabhängigkeit in der Aneignung von Subjektpositionen an. Sie plädieren dafür, in empirischen Studien gleichermaßen Subjektpositionen und die je subjektive Bezugnahme darauf in Selbsterzählungen zu analysieren. Um dabei allerdings nicht einer vorschnellen Subsumtion unter (vermeintliche) Diskurse zu verfallen, erscheint den Autoren eine Vorschaltung einer Diskursanalyse vor einer Analyse der Wirkung von Diskursen in biographischen Interviews als sinnvoll. *Artur Bogner* und *Gabriele Rosenthal* stellen in dem Artikel »Biographien – Diskurse – Figurationen. Methodologische Überlegungen auf einer sozialkonstruktivistischen und figurationssoziologischen Perspektive« eine Verknüpfung einer konstruktivistischen, auf individuelle Erzählungen basierenden Biographieforschung und eine, stärker kollektive Wandlungsprozesse in den Blick nehmenden, Figurationssoziologie vor. Diskurse verstehen sie darin als zwischen Biographie und Figuration vermittelnde Größe. Als vermittelnd

verstehen die AutorInnen Diskurse, insofern als damit »die gegenseitige Konstitution von Gesellschaft und Individuen besser zu erkennen und zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären« (S. 43) sei. Diskurse könnten als Rahmen dienen, in die BiographInnen ihre Selbstdeutungen einbetten. Welche Rahmungen relevant würden, welche und wie viele Diskurse je aktualisiert würden, sei eine kontextabhängige Frage. Die methodische Umsetzung ihres Ansatzes diskutieren die AutorInnen in ihrem zweiten Beitrag (s.u.). *Tina Spies* stellt in »Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs. Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall« voran, dass sich gerade im Konstrukt der Biographie die enge Verwobenheit von Individuum und Gesellschaft zeigt. Die Frage, wie aber Diskurse und Subjektivierung zusammenhängen, sei als vieldiskutierte Frage noch offen. Die Autorin geht in diesem Zusammenhang in ihrem Beitrag der Frage nach, wie in biographischen Erzählungen in Diskursen angebotene Positionen von Erzählenden angeeignet, zurückgewiesen etc. werden. Stuart Halls Ansatz der Artikulation dient ihr dabei als Konzept, mit dem sie eine Verbindung von Subjektpositionen und Positionierungen der Einzelnen in biographischen Erzählungen herstellen kann. Hierbei verortet sie das Potenzial für Agency in der Aneignung von Subjektpositionen. Biographieforschung in diesem Verständnis sei, so die Autorin, immer auch Diskursforschung insofern als Positionierungen in Erzählungen immer auf Subjektpositionen verweisen. Im darauf folgenden Beitrag »Unentchiedene biographische Einsätze. Zum Artikulationskonzept Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes« beziehen sich *Ralf Mayer* und *Britta Hoffarth* auf das Artikulationskonzept Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes um den Zusammenhang von Diskurs und Biographie nachzugehen. Die AutorInnen verweisen u.a. auf die Unabgeschlossenheit von Diskursen. *Elisabeth Tuidter* geht in ihrem Artikel »Hate Speech – Das Subjekt des Widerstandes« von einem post-souveränen Subjektverständnis Judith Butlers aus und stellt Überlegungen dahingehend an, inwieweit dies in methodologischer Hinsicht als Verbindung von Diskurs- und Biographieforschung dienen kann. Sie sieht diese Konzeptualisierung darüber hinaus als Möglichkeit an, widerständiges Gegensprechen sichtbar zu machen. Neben dem Anliegen



der methodologischen Klärung verfolgt sie dies auch als politische Frage und als Möglichkeit für eine kritische Sozialforschung. Gerade anhand biographischer Narrationen sei rekonstruierbar, wie welche Diskurse angeeignet, verändert oder unterlaufen würden. In seinem Beitrag »Drunter, drüber oder voll daneben? Zur Lage des Selbst im Handeln, Erleben und in biographischer Kommunikation« verfolgt *Wolfram Fischer* die Frage nach der Konstitution des Selbst in biographischen Forschungsarbeiten. Unter Bezugnahme auf philosophische, soziologische und linguistische Theorien stellt er seinen Ansatz der situativen und aktualsprachlichen Positionierung des Selbst in biographischen Erzählungen in Zusammenhang mit biographischen Groß Erzählungen vor. Ähnlich wie etwa Tina Spies, interessieren sich auch *Alexander Geimer* und *Steffen Amling* in »Muster und Aporien der Subjektivierung in der professionellen Politik. Zur Rekonstruktion hegemonialer Subjektfiguren im Rahmen der praxeologischen Wissenssoziologie« für den Zusammenhang von hegemonialen Appellstrukturen, Subjektfiguren und ihrer »Entsprechung« in der alltäglichen (Erzähl-)Praxis. Sie zeigen u.a., wie etwa Authentizitäts-Normen zur Grundlage biographischer Selbstthematisierungen werden.

In den Beiträgen des zweiten Teils des Sammelbandes werden empirische Arbeiten vorgestellt, die Diskurs- und Biographieanalyse verbinden. Neben der Frage nach dem konkreten methodischen Vorgehen, wird von den Herausgeberinnen diesem Teil auch die Frage vorweggestellt, was die jeweiligen Traditionen voneinander lernen können. Den meisten Beiträgen gemeinsam ist letztlich, dass sie biographischen Selbst Erzählungen zentrale Bedeutung zumessen, in denen sowohl diskursive Anrufungen wirksam werden, aber ebenso Potenziale für ihre eigenwillige oder widerständige Auslegung bereitlegen. Auch hierbei unterscheiden sich die Beiträge unter anderem in der Einbettung ihrer Analysen in unterschiedliche theoretische Traditionen.

Ausgehend von einem poststrukturalistischen Subjektverständnis untersucht *Ann Phoenix* in »Claiming liveable lives. Subjektivierung als Erwachsene und Erzählungen von ›nicht-normativen‹ Kindheitserfahrungen« Subjektivierungen von Frauen, deren Kindheit und Lebensweg nicht normativen Leitbildern entsprechen und rekonstruiert wie sie in Erzählungen ihr Leben als »le-

benswertes« erzählen als eine Art der Gegenerzählung zu jenen Zuschreibungen, die »Normalität« absprechen. In ihrem Beitrag »Ich bin eine Kokosnuss sozusagen.« Biographisches Sprechen und Subjektpositionierung in postkolonialen Ordnungen« interessiert sich *Serpil Polat* für die Gleichzeitigkeit des Positioniert-Seins und des Sich-Selbst-Positionierens von Subjekten in postkolonialen Ordnungen. Sie rekonstruiert, wie Anrufungen als »Andere« zu widerständigen oder zu unterwerfenden biographischen Erzählungen führen. In ihrem zweiten, empirischen, Beitrag »Biographische Selbstpräsentationen in Norduganda (West Nile) und Palästina (Westjordanland). Etablierte Diskurse und die Biographien von AußenseiterInnen« wenden *Artur Bogner* und *Gabriele Rosenthal* anhand narrativ-biographischer Interviews ihre Zusammenführung von biographischer, figurationsanalytischer und diskursiver Perspektive. *Gabriele Fischer* und *Eva Tolasch* analysieren in »Weil ich mich nicht als Rabenmutter fühle« und »Wir waren einfach jung«. biographische Narrative als Selbstermächtigung im Überforderungsdiskurs um die »gute Mutter« empirisches Material aus zwei Forschungsarbeiten und arbeiten Formen der Selbstermächtigung und Aneignung innerhalb von Diskursen in biographischen Erzählungen heraus. In dem Beitrag »Altwerden im Spannungsfeld von Normierung und Eigensinn. Methodologische Überlegungen und methodische Schritte zur Verbindung von Dispositiv und Biographie« untersuchen *Silke van Dyk* und *Anna Sarah Richter* aus gouvernementalitätstheoretischer Perspektive, wie sich wandelnde Dispositive und Biographien empirisch analysierbar sind und plädieren für eine biographie- und lebenslaufbezogene Perspektive um diese Dynamik zu fassen. *Maria Pohn-Lauggas* stellt in »Zur Interaktion von Biographie und Diskurs. Methodologische und methodische Überlegungen am Beispiel von ›Trümmerfrauen‹« ihre Arbeit zu einem »vergeschlechtlichem Opferdiskurs« in biographischen Selbstkonstruktionen von »Trümmerfrauen« vor. Sie verknüpft dabei eine Diskursanalyse und biographische Fallrekonstruktion und zeigt u.a. auf, wie anhand biographischer Erzählungen Verschiebungen im Diskurs sichtbar werden. *Inga Truschkat* interessiert sich in »Das Selbst als Manager oder Unternehmer? Eine theoretisch-empirische Reflexion zum Zusammenhang von Subjektivierungsfor-

men und Subjektivierungsweisen in biographischen Konstruktionskontexten« für die Wirkung des unternehmerischen Selbst als Subjektivierungsweise. Anhand von Bewerbungsgesprächen vergleicht sie die Bedeutung zweier Kompetenzdispositive (sicherheits- und disziplinarische Kompetenzdispositive) in ihrer Bedeutung für das unternehmerische Selbst.

Der Sammelband belegt die Produktivität der Frage nach der Verbindung von Diskurs und Biographie und dem Status des Subjekts. Die Vielfalt der in diesem Band vorgestellten theoretischen Anschlussmöglichkeiten einerseits und die Breite der präsentierten Anwendungsfelder andererseits veranschaulichen dies überzeugend. Damit erfüllen die Herausgeberinnen und die Beitragenden das Ziel des Sammelbandes, der (vermeintlichen) Unvereinbarkeit von Biographie- und Diskursforschung vielmehr die Möglichkeiten ihrer Verknüpfung gegenüber zu stellen.

Hinter dem Anliegen der Verknüpfung beider Forschungsstraditionen steckt letztlich die für die Soziologie wesentliche Frage nach der wechselseitigen Konstitution von Individuum und Gesellschaft – und ihrer empirischen Analyse. Dabei ist als positiv hervorzuheben, dass gerade nicht der Versuch der theoretischen Vereinheitlichung unternommen wurde, sondern methodologische und methodische Auseinandersetzungen in den Mittelpunkt gestellt und damit verschiedenen Ansätzen Raum gegeben wurde. Schön dokumentiert ist damit, dass die vermeintlichen Gräben keine sind, sondern vielfältige Ansätze zu ihrer Überwindung bestehen.

Offen bleibt aber die Frage, was hieraus für weitere Forschungsarbeiten folgt und wie die Erkenntnisse produktiv genutzt werden können. Wünschenswert wäre hierfür eine Zusammenführung der Ansätze und eine Klärung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der ›Lösungen‹. Eine Differenzierung und Präzisierung von verwendeten Begrifflichkeiten müsste hierfür die Grundlage sein, um zu klären, wann Gleiches gemeint (aber unterschiedlich benannt) und wann Unterschiedliches gemeint (aber mit gleichen Begriffen bezeichnet) ist. Eine abschließende Kommentierung der Herausgeberinnen in diese Richtung, hätte hierfür einen spannenden und weiterführenden Abschluss des Sammelbandes und Ausblick für die Forschung darstellen können. Nun kann dies die Aufgabe der weiteren Ar-

beiten sein, die es zu diesen Forschungsfragen bestimmt geben wird.

#### *Anschrift*

Lisa Abbenhardt  
Universität Augsburg  
Institut für Sozialwissenschaften  
Universitätsstr. 10  
86159 Augsburg  
lisa.ellen.abbenhardt@phil.uni-augsburg.de

Rabenschlag, A.-J. (2014):  
Völkerfreundschaft nach Bedarf.  
Ausländische Arbeitskräfte in der  
Wahrnehmung von Staat und  
Bevölkerung in der DDR. Stockholm:  
Stockholm Studies in History 102.

Die VertragsarbeiterInnen in der DDR sind Thema der Dissertation von Ann-Judith Rabenschlag. Unter dem Titel »Völkerfreundschaft nach Bedarf« fokussiert sie das »Ausländerbild von Staat und Gesellschaft in der späten DDR« (S. 33). Nachdem bis zum Mauerbau Millionen Menschen aus der DDR abgewandert waren, herrschte akuter Arbeitskräftemangel, sodass die DDR auf die Arbeitskraft aus dem Ausland angewiesen war. Man schloss Verträge unter anderem mit Ungarn, Polen, Vietnam, Kuba, Angola und Mosambik. Anfang der 1960er Jahre kamen die ersten sogenannten Vertragsarbeiter in einem Land an, in dem der Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung – die sowjetischen Truppen ausgenommen – bis 1989 nie über 1,2 Prozent lag (S. 16). Wie jüngere Studien zu ausländischen Arbeitskräften in der DDR zeigen, betrieb die SED-Regierung keine Integrationspolitik, sondern hielt vielmehr AusländerInnen und einheimische Bevölkerung auf Distanz, so dass eher von einer Segregationspolitik gesprochen werden kann. Die offiziellen Parolen hingegen betonten die Völkerfreundschaft und den proletarischen Internationalismus. Interkulturelle Begegnungen am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder in der Freizeit fanden vor dem Hintergrund des parteipolitisch

geprägten Diskurses um Völkerfreundschaft und internationaler Solidarität statt. Die Arbeiterklasse galt als vereint im Voranbringen des Sozialismus und überwand damit Nationalitäten ebenso wie rassistische Ressentiments. Trotz der offiziellen Losungen lassen sich Hinweise auf Vorbehalte gegenüber AusländerInnen und auf Alltagskonflikte finden. Die Studie der Historikerin Rabenschlag interessiert sich daher für Alltagsbegegnungen von DDR-BürgerInnen und AusländerInnen und der Bedeutung des staatlich vorgegebenen Weltbilds. Sie fragt, »wann, warum und durch wen das Kriterium der Ethnizität zugunsten einer gemeinsamen Klassenzugehörigkeit heruntergespielt wurde und in welchem Zusammenhang es plötzlich wieder an Bedeutung gewann« (S. 17).

Der theoretische Ausgangspunkt der Studie ist ein diskurshistorischer Ansatz, wobei auf ausführliche theoretische Diskussionen verzichtet und ein pragmatischer Umgang mit dem Diskursbegriff und poststrukturalistischen Perspektiven auf Sprache und Macht vorgezogen wird. In der DDR grenzte sich der offizielle politische Diskurs sprachlich sowohl von der Bundesrepublik als auch vom vorangegangenen politischen System des Nationalsozialismus ab. Man verwendete Schlagwörter wie Völkerfreundschaft oder proletarischer Internationalismus als ideologische Marker (S. 44) und bezeichnete die VertragsarbeiterInnen aus Polen, Mosambik oder Vietnam als »Freunde aus dem Ausland«, die beim Aufbau des Sozialismus halfen. Die Studie nimmt sich die Frage vor, wie über AusländerInnen in der DDR und über das Zusammenleben mit DDR-BürgerInnen gesprochen wurde. Der Gegenstand des Diskurses sind also die ausländischen Arbeitskräfte in der DDR, die sprachlich konstruiert und verhandelt werden. Dabei unterschied sich das »public transcript« der Völkerfreundschaft mitunter von den Alltagserfahrungen und interkulturellen Begegnungen. Mit dem von James C. Scott (1990) vorgeschlagenen Konzept der »public transcripts« bezeichnet Rabenschlag die Art und Weise, wie in der DDR über AusländerInnen und das Zusammenleben gemäß parteipolitischen Vorgaben gesprochen und gedacht werden sollte. Es bezeichnet den von der herrschenden Elite konstruierten Diskurs in Reden, Medienbeiträgen und öffentlichen Darstellungen. Dabei wird das »public transcript« als diskursive Hege-

monialität des Regimes insofern einer kritischen Prüfung unterzogen, als dass auch Reaktionen, Nachahmungen und Gegenentwürfe zu diesem Konzept Gegenstand der Analyse sind. Die Quellenanalyse nutzt zunächst Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften (z.B. »Neues Deutschland«, »Junge Welt«, »Für Dich«), die als Bestandteil des »public transcript« angesehen werden, da die Pressefreiheit in der DDR als stark eingeschränkt galt und die Publikationen einer staatlichen Zensur unterlagen.

Darüber hinaus werden Akten aus »Volkseigenen Betrieben« herangezogen, die aus dem archivarischen Nachlass der Abteilung Ausländische Arbeitskräfte im Staatssekretariat Arbeitskraft und Löhne stammen. Es wurde die Berichterstattung aus 33 Betrieben ausgewertet, die beispielsweise Unfallberichte, Rückführungsanträge oder allgemeine Informationen und Mitteilungen der Leiter der Einsatzbetriebe enthält. Eine weitere interessante Quelle stellen Eingaben dar, die ausländische Arbeitskräfte in der DDR thematisieren. Eingaben sind schriftliche Äußerungen von DDR-BürgerInnen, in denen ein bestimmtes Anliegen formuliert, Beschwerden geäußert oder Meinungen vorgetragen wurden (S. 64). Dieses Format ist in der DDR vielfach genutzt worden: »Jedes Jahr wurden bis zu einer Million Eingaben verfasst« (S. 64). Die für die Arbeit untersuchten Eingaben entstammen ebenfalls der Abteilung Ausländische Arbeitskräfte im Staatssekretariat Arbeitskraft und Löhne. Rabenschlag hat sich mit diesen Quellen Archivmaterial vorgenommen, das bis zu diesem Zeitpunkt unbearbeitet war.

Der Analyseteil der Studie ist entlang der verschiedenen Quellenarten dreigeteilt und beginnt mit dem Bild des Vertragsarbeiters, wie es in den Printmedien gezeichnet wurde. Die Autorin macht deutlich, dass Vertragsarbeiter nur sehr sporadisch in der öffentlichen Berichterstattung auftauchten, obwohl in Festreden das Narrativ der Völkerfreundschaft sehr präsent war. Eine gewisse Tabuisierung der Ausländerthematik begründet Rabenschlag mit dem Kontrollbedürfnis der SED-Oberen, die keine unerwünschten Fragen der DDR-Bevölkerung aufwerfen wollten. Die Segregationsstrategie der SED gegenüber den ausländischen Arbeitskräften fand damit in der Informationspolitik ihre Entsprechung. In den ausgewerteten Berichten zeigen sich u.a. die Nar-

native von der DDR als »zweiter Heimat« und von der zweifachen Ausbildung, nämlich beruflich und ideologisch qualifizierend. Im »zweiten Zuhause« fühlten sich die ausländischen Arbeitskräfte wohl und seien bestens integriert, so die Presseorgane. Sie erhielten eine Ausbildung oder Qualifizierung, mit der sie die Industrialisierung ihres Herkunftslandes voranbringen und gleichwohl als Missionare des Sozialismus agieren könnten. Denn neben der beruflichen Aus- und Fortbildung sollte es auch um die Entwicklung der Persönlichkeit im Geiste des Sozialismus gehen (S. 88). Die ideologische Abgrenzung vom kapitalistischen Westen, dem die Ausbeutung der Herkunftsländer zugeschrieben wird, erfolgte auch diskursiv. Die ausländischen Arbeitskräfte waren »Freunde« und keine »Gast- oder Fremdarbeiter« wie im »imperialistischen Westen«. Die journalistischen Gegenüberstellungen sprachen von einer gelungenen Integration, politischer Gleichberechtigung, lebhaftem interkulturellen Austausch und sinnvollen Ausbildungsmöglichkeiten im Osten sowie von Fremdenhass, politischer Diskriminierung, Segregation und profitorientierter Ausbeutung im Westen Deutschlands.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen ausländischer Arbeitskräfte entsprachen aber längst nicht den Darstellungen des »public transcript«. So gab es beispielsweise das Verbot der freien Wohnsitznahme, bevormundende Hausregeln in den Arbeiterwohnheimen, rigide Schwangerschaftsregelungen und die Möglichkeit der Entlassung und Ausweisung bei einem Verstoß gegen die »sozialistische Arbeitsdisziplin«. Besieht man das »public transcript« genauer, so lassen sich Spuren von Diskriminierung auch in der offiziellen Sprachregelung finden, wie die Autorin feststellt. Das Machtungleichgewicht findet sich etwa im Topos vom Entwicklungshelfer und Entwicklungshilfeempfänger. Der hilfsbedürftige »Andere« nimmt diese Hilfe mit Dankbarkeit entgegen. Im Ausbildungskontext wird das Machtungleichgewicht im Sinne eines Schüler-Lehrer-Verhältnisses konstruiert. Die ausländischen Schüler sind eifrige Lernende, die von einem gedulden Lehrern aus der DDR unterwiesen werden. Die Völkerfreundschaft blieb also selbst in der journalistischen Inszenierung eine Freundschaft auf Abstand. Eine dauerhafte Integration von ausländischen Arbeitskräften in die DDR war ausgeschlossen. Das Konzept der Völker-

freundschaft erfüllt vielmehr die Funktion der Naturalisierung gegebener Machtkonstellationen und der Legitimierung des Führungsanspruches der SED.

Der zweite Teil der Analyse widmet sich dem Ausländerbild von Betrieben und Behörden, die in der betrieblichen Berichterstattung die ausländischen Arbeitskräfte ansprachen. Die Schulung der Arbeitskräfte in den »Volkseigenen Betrieben« (VEB) spielte eine wichtige Rolle. Nicht nur in Gestalt des Deutschunterrichts, sondern auch als »Teilfacharbeiterausbildungen« (S. 130). Damit wurde oft das Erlernen einfachster Handgriffe, wie zum Beispiel das Bedienen von Bohrmaschinen moralisch aufgewertet und über den »Einsatz von Billigarbeitskräften im kapitalistischen Westen« (S. 131) gestellt. In der Berichterstattung der VEB sei zwar das Narrativ der doppelten Ausbildung (fachlich und ideologisch) dominant, gleichzeitig seien aber auch Aspekte wie Rentabilität und Produktivität bedeutsam. Dies zeigten die Anmerkungen zur sogenannten Normerfüllung. Störungen im Produktionsablauf durch Unfälle (aufgrund von »Fehlverhalten des Unfallbetroffenen« und Vernachlässigung des Arbeitsschutzes, S. 147) oder »nicht zweckdienlichem« (S. 155) Verhalten sind ebenso Teil der Berichte. Nicht zweckdienlich etwa sind Rowdies, die durch Gewalttätigkeiten, Sachbeschädigung oder Alkoholmissbrauch auffallen, Schwangere oder Nervenranke. Häufig wurden in diesen Fällen Rückführungsanträge gestellt, was darauf hindeute, dass Völkerfreundschaft vor allem »im Umgang mit gesunden, arbeitsamen und angepassten Vertragsarbeitern« (S. 159) praktiziert wurde.

Im dritten Teil analysiert Rabenschlag die populären Eingaben als eine der wenigen Möglichkeiten, mit Behörden oder staatlichen Repräsentanten in direkten Kontakt zu treten und – mehr oder weniger – seine Meinung zu äußern. Oft dienten diese Schreiben der SED als Stimmungsbarometer, die Konflikte andeuteten. Als historische Quellen bezieht die Autorin nur solche Eingaben ein, die ausländische Arbeitskräfte thematisieren, wobei deren Zahl auffallend gering ist und erst im Jahr 1989 sehr stark ansteigt (S. 173). Die Themen der Briefe sind in den meisten Fällen binationale Liebesbeziehungen, also intime Verhältnisse zwischen DDR-BürgerInnen und ausländischen VertragsarbeiterInnen. Meist

wollten die Paare eine drohende Abschiebung verhindern. Daneben gibt es Eingaben von Menschen, die sich für die Belange von Vertragsarbeitern einsetzten, ohne dass es sich dabei um den eigenen Lebenspartner handelte, sowie Beschwerden, die überwiegend von Nachbarn verfasst wurden. Meist sind Ruhestörungen der Anlass. Als weitere Kategorie verhandelt Rabenschlag Eingaben aus dem zeitlichen Umfeld der ›Wende‹, weil sie vermutet, dass die sich zuspitzende Staatskrise Einfluss auf das Ausländerbild der Bevölkerung hatte (S. 174). Mit zahlreichen Beispielen zeigt sie, wie AusländerInnen in diesen Texten als Konkurrenten um knappe Ressourcen wie Konsumgüter und Wohnraum dargestellt wurden. Die Präsenz des »public transcript« gehe hier im Vergleich zu den früheren Eingaben sehr deutlich zurück. Hier tauchten die VertragsarbeiterInnen in der Rolle der Konkurrenten und Schmarotzer auf, während die früheren Schreiben sie als Geliebte, Freunde, Kollegen oder Störenfriede konstruierten (S. 214).

In der Zusammenfassung deutet Rabenschlag die produzierten Bilder von den ausländischen Werktätigen als Teil des »public transcript« der Völkerfreundschaft. Dieses bedeute einen Blickwinkel auf Fremde, der nicht nur in den Medien und der internen Kommunikation von Ämtern und Betrieben präsent war, sondern auch in Briefen von Privatpersonen zu identifizieren sei. In das »public transcript« sei ein Tabu integriert: Im politisch gelenkten Diskurs der DDR hatte es keine Fremdenfeindlichkeit und keinen Rassismus zu geben. Völkerfreundschaft kannte keine xenophoben Einstellungen. Ebenso gab es Euphemismen, wenn die Vertragsarbeiter konsequent als ›Freunde‹ oder eine eintönige und simple Tätigkeit als ›Ausbildung‹ betitelt wurden. Diese Euphemismen verschleierte die ökonomischen Notwendigkeiten und ermöglichten es, den Ausländereinsatz als Entwicklungshilfe zu verbuchen. Dabei spielte die Abgrenzung von der Bundesrepublik ebenso eine Rolle wie die im antifaschistischen Gründungsmythos der DDR verwurzelte Abgrenzung vom Nationalsozialismus. Interessanterweise kann die Autorin in ihrer Analyse keine Belege dafür finden, dass Geschlechtszugehörigkeit in wertender Weise eine Bedeutung erhielt. Dass Völkerfreundschaft zweideutig blieb und rassistische wie paternalistische Implikationen hat, macht die Studie an vielen Stellen deut-

lich. Die instrumentelle Verwendung des »public transcript« Völkerfreundschaft gibt dem insgesamt lesenswerten Buch seinen Titel: »Völkerfreundschaft nach Bedarf«.

Mit dem Rückgriff auf bisher unerforschtes Archivmaterial kann die Autorin interessante Einblicke in den Arbeitsalltag der DDR geben. Sie beschreibt ausführlich und informativ die Fundstücke und lässt immer wieder die Quellen selbst sprechen. Der Analyseteil ist deskriptiv gehalten und orientiert sich theoretisch an Scotts »public transcript«. Erst in den Schlussfolgerungen (S. 217) bindet die Autorin ihre Analyse auch darüber hinaus stärker konzeptuell an und pointiert ihre Befunde. Eine engere Verbindung von Quellenarbeit und Schlussfolgerungen würden die engagierte Arbeit schon im umfangreichen Mittelteil aufschlussreicher machen. Eine kurze Methoden- bzw. Quellenkritik sowie eine Einordnung der eigenen Ergebnisse in den existierenden Forschungsstand in einem abschließenden Ausblick hätten die Arbeit abgerundet. Insgesamt liegt mit der Studie ein vielschichtiger Einblick in die DDR-Geschichte vor, der sich mit einem diskurshistorischen Ansatz von ideologiekritischen Perspektiven in der DDR-Forschung löst. Mit einer gewissenhaften Quellenanalyse gelingt eine kenntnisreiche Darstellung des Diskurses um ausländische Arbeitskräfte in der DDR.

## Literatur

- Rabenschlag, A.-J. (2014): Völkerfreundschaft nach Bedarf. Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat und Bevölkerung in der DDR. Stockholm: Stockholm Studies in History 102.
- Scott, J.C. (1990): »Domination and the Arts of Resistance: Hidden Transcripts«. New Haven und London: Yale University Press.

## Anschrift

Dr. Yvonne Niekrenz  
Universität Rostock, Institut für Soziologie  
und Demographie  
Universität Rostock, 18051 Rostock  
E-Mail: yvonne.niekrenz@uni-rostock.de

## **Autumn School**

### **›The Sociology of Knowledge Approach to Discourse (SKAD)‹**

**University of Augsburg, October 11.-13., 2018**

**Organizers: Prof. Dr. Reiner Keller, Dr. Saša Bosančić, MA Matthias Roche**

Following the success of last year's inaugural international workshop in English, with 26 participants from 14 different countries spanning from Indonesia to Brazil, from Japan to the Netherlands, from Scotland to Poland and from Canada to Russia, there will once again be an introductory workshop on the Sociology of Knowledge Approach to Discourse (SKAD) at the University of Augsburg in 2018. The organizers invite novice as well as experienced academics from a wide range of disciplines, including but not limited to sociology, ethnology, political science, linguistics, psychology and educational science, to explore the potential of this approach to studying discourses in the context of their own projects and research.

Discourse Studies today cover a large field of approaches across the social sciences, ranging from work inspired by Foucault to Critical Discourse Analysis and through to hegemonic stability theory, corpus linguistics, and on to more interpretive approaches. SKAD is perhaps the most recent major approach to emerge in this field, drawing from Berger & Luckmann's sociology of knowledge, the interpretative paradigm in pragmatist sociology, and core Foucaultian concepts in the analysis of regimes of power/knowledge. In doing so, SKAD re-directs discourse research towards Foucaultian research interests about questions of social relationships of knowledge & knowing and politics of knowledge & knowing. Concerning itself with ›ways of doing‹ it uses elements of qualitative research design (like theoretical sampling, sequential analysis, analysis by contrasting cases, category building, discourse ethnography) and interpretative analytics.

Since it first appeared in the late 1990s, the Sociology of Knowledge Approach to Discourse (SKAD) has experienced considerable popularity in discourse research in Germany and several other countries. Today, it informs a large amount of discourse research and publications in the field of discourse studies. Workshops introducing theory, methodology and methods of SKAD research have been established in Germany for more than a decade now. Workshops in French and English have followed suit in the last few years (e.g., in the United States, Switzerland, Austria, France, Denmark, Belgium, United Kingdom, Romania).

The Augsburg workshop builds on the emerging interest in SKAD in international contexts and will be the starting event for an annually recurring series of SKAD workshops in English at the University of Augsburg. SKAD workshops address core issues of the concrete doing and practice of discourse research. It addresses colleagues from the Social Sciences and the Humanities who are interested in learning about SKAD and its particular profile within the field of discourse studies as well as in doing SKAD research/using SKAD methodologies in their own concrete work in the context of discourse research.

Please visit [www.diskurswissenschaft.de](http://www.diskurswissenschaft.de) for up-to-date information and details concerning registration, venues, etc. and <http://kellersskad.blogspot.de> for more information on SKAD.

Questions? E-Mail: [skad@phil.uni-augsburg.de](mailto:skad@phil.uni-augsburg.de)





Als interdisziplinäres Forum für discourse studies versammelt die Zeitschrift für Diskursforschung (ZfD) theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diskursforschung. Ziel der Zeitschrift ist es, die sozial-, sprach- beziehungsweise geisteswissenschaftlichen Perspektivierung gesellschaftlicher Diskurse zu dokumentieren, zu präzisieren und fortzuführen. Die Auswahl der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge unterliegt einem doppelt anonymen Begutachtungsverfahren (peer review).

**Herausgeber:** Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

**Beirat:** Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessl, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

**Redaktion:** Dr. Saša Bosančić, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg  
E-Mail: [zfd@phil.uni-augsburg.de](mailto:zfd@phil.uni-augsburg.de), Tel. 0821/598-4071, [www.uni-augsburg.de/zfd](http://www.uni-augsburg.de/zfd)

**ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte:** Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtumfang von 60.000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist eine Kurzzusammenfassung (abstract) sowohl in deutscher als auch englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen sowie 6-8 Schlüsselbegriffe (keywords) in beiden Sprachen beizufügen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der Formatvorgaben der ZfD einzureichen. Die entsprechenden Hinweise finden Sie auf der Homepage der Zeitschrift unter [www.uni-augsburg.de/zfd](http://www.uni-augsburg.de/zfd). Einzel- oder Sammelbesprechungen haben einen Gesamtumfang von 15.000 bis 30.000 Zeichen. Rezensionsangebote werden von der Redaktion geprüft; bei unaufgefordert eingesandten Rezensionen besteht kein Anspruch auf Abdruck.

**Verlag:** Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

**Anzeigen:** Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: [anzeigen@beltz.de](mailto:anzeigen@beltz.de)

**Fragen zum Abonnement:** Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: [medienservice@beltz.de](mailto:medienservice@beltz.de)

**Einzelheftbestellungen:** Beltz Medien-Service bei Rhenus, D-86895 Landsberg, Tel.: 0 81 91/9 70 00-622, Fax: 0 81 91/9 70 00-405, E-Mail: [bestellung@beltz.de](mailto:bestellung@beltz.de)

**Bezugsbedingungen:** Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00, Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte). Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Jahresregister finden Sie auf [www.beltz.de](http://www.beltz.de)





Z. Ece Kaya

## **Kolonialpädagogische Schriften in der NS-Zeit**

»Eine spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation«: Zur Geschichte des Kolonialrassismus in der deutschen Erziehungswissenschaft

2017, 438 Seiten, broschiert, € 58,- (44-3730)

Auch als **E-Book** erhältlich

Dieses Buch analysiert kolonialpädagogischen Schriften in der NS-Zeit. Ein vertieftes rassistisches Afrika-Bild wurde auch genutzt, um die Idee der rassistisch definierten deutschen Volksgemeinschaft zu propagieren.



Gökçen Yüksel

## **Raum und Geschlecht**

Die Verräumlichung von Geschlechternormen in der türkischen Provinz Hatay

Reihe: Gesellschaftsforschung und Kritik,

2017, 168 Seiten, broschiert, € 34,95 (44-3706)

Auch als **E-Book** erhältlich

Das Buch befasst sich mit der Verräumlichung von Gendernormen. Es zeigt für die türkische Provinz Hatay auf, dass sich soziale Ordnungen von Geschlecht immer auch als räumliche (An-)Ordnungen vollziehen.



Linda Dürkop-Henseling

## **Typisch Künstler?**

Zum Selbstverständnis in der bildenden Kunst

Edition Soziologie, 2017, 256 Seiten, broschiert, € 29,95

(44-2732); Auch als **E-Book** erhältlich

Eine Typologie diverser Leitbilder klärt über Handlungsmotive auf und beleuchtet die Frage nach der aktuellen Rolle der KünstlerInnen insbesondere vor dem Hintergrund eines ausdifferenzierten Kunstsystems.



Helga Zeiher

## **Zeit und alltägliche Lebensführung**

Ein Prozessmodell zur Erforschung der Handlungs-genese

Aus der Zusammenarbeit mit Hartmut J. Zeiher  
2017, 206 Seiten, broschiert, € 17,95 (44-3632)

Auch als **E-Book** erhältlich

Wie entsteht alltägliche Lebensführung in unserer Gesellschaft? Das hier vorgestellte Prozessmodell besteht in einem theoretischen Konzept des Zusammenhangs von Handeln und Zeit sowie einer darauf basierenden qualitativen empirischen Forschungsmethodik.



Christina Schlepper / Jan Wehrheim (Hrsg.)

## **Schlüsselwerke der Kritischen Kriminologie**

2017, 308 Seiten, broschiert, € 24,95, (44-3484); Auch als **E-Book** erhältlich

Kriminalität ist das Ergebnis sozialer Zuschreibungs- und Bewertungsprozesse durch Instanzen sozialer Kontrolle. Auf dieser Erkenntnis gründet die interaktionistisch orientierte Kriminologie. Um die anhaltende Aktualität jener meist als »kritisch« bezeichneten Perspektive aufzuzeigen, wird in diesem Buch eine breite Auswahl an klassischen Werken der Kritischen Kriminologie inhaltlich vorgestellt sowie ihre Relevanz für die Disziplin diskutiert und die Anschlussfähigkeit neuer theoretischer Entwicklungen und empirischer Befunde dargelegt.



Marius Harring / Matthias D. Witte / Timo Burger (Hrsg.)

## **Handbuch informelles Lernen**

Interdisziplinäre und internationale Perspektiven

2., überarbeitete Auflage 2018,  
840 Seiten, Hardcover, € 68,- (44-3134); Auch als **E-Book** erhältlich

Lernen in einer individualisierten und zunehmend globalisierten Gesellschaft ist sowohl zeitlich als auch räumlich entgrenzt und lässt sich weder auf einzelne Lebensphasen noch auf institutionalisierte oder organisierte Settings reduzieren. Das Handbuch informelles Lernen greift diese Diskussion auf und beschäftigt sich aus einer interdisziplinären und internationalen Blickrichtung mit unterschiedlichen Facetten der Thematik.